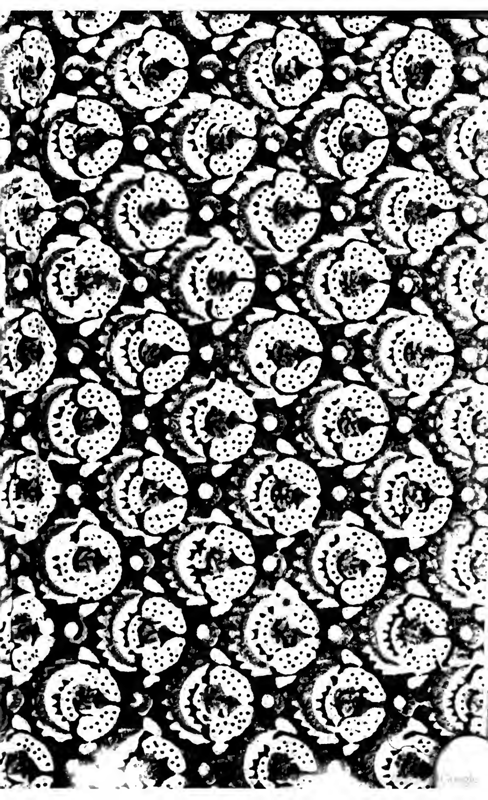
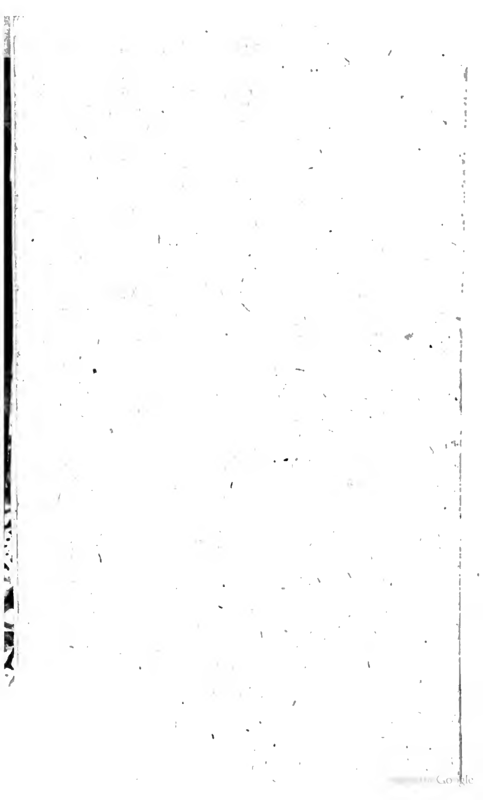
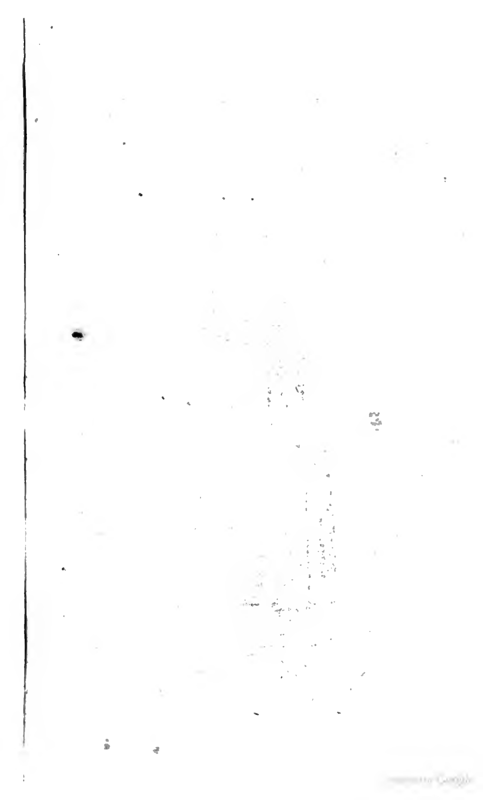

S.a.10. S.2.









III.



Eine Isländerinn.

Die

Einsiedlerinn aus den Alpen.

von

Mariann Ehrmann.



Drittes Bändchen.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1794.

Geschichte
der
Frau von Maintenon.

Vorerinnerung.

Die Geschichte einer Dame, die ihre Jugendjahre in tiefem Elende verlebte, die dann die Gattinn eines durch Gicht gelähmten Mannes ward, um nur der Dürftigkeit und der Gefahr des Lasters zu entgehen — die nach dem Tode dieses Gatten wieder so arm ward, daß sie von der Gnade anderer Weiber leben mußte, und die endlich in einem Alter, in welchem sonst das männliche Geschlecht die Weiber der Langenweile oder der Frömmelei überläßt, noch einen stolzen, verwöhnten König durch Seelenreizze fesseln konnte, so fesseln konnte, daß er insgeheim sich mit ihr durch Priestershand verbinden ließ — die Geschichte eines solchen Weibes muß interressant, unterhaltend, lehrreich seyn! —

So dachte ich, als ich die verschiedenen Schriften durchblätterte, in welchen die beßten Nachrichten zur Lebensgeschichte der berühmten Frau von Maintenon enthalten sind — und fand, daß dies gewiß grösse Weib so sehr noch immer verkannt

ist, da sie doch Bewunderung verdient! Daß sie Schwachheiten besaß, und grosse Schwachheiten mit grossen Tugenden verband — denn sie war Weib, dies will ich gar nicht läugnen; aber eben so gewiß ist es, daß sie von Höflingen, Neidern, Klatscherinnen, und derselben ganzen Sippschaft und Anhange, samt allen Speichellekkern und Nachbetern schändlich verläumdet, und noch im Grabe begeifert wurde. Die Ursache ist in der Geschichte dieser Dame leicht aufzufinden —

Es ist aber Zeit, daß die Nachwelt ihr die schuldige Gerechtigkeit widerfahren lasse, welche der Stimmgebende Theil ihrer Zeitgenossen ihr verweigert hatte. Doch auch diejenigen von ihren Zeitgenossen, die nicht zu dem Troß der Höflinge gehörten, zollten ihr Hochachtung und Bewunderung, und das Zeugniß einer Frau von Sevigné und einer Ninon de Lenclos ist allein schon hinreichend, die Schmähungen der Verläumder zu wiederlegen.

Ich fand dies Zeugniß vollkommen bestätigt, als ich die verschiedenen Schriften*) hierüber verglich,

*) Ich folgte vorzüglich der zuverlässigsten Hauptquelle, nämlich den Mémoires pour servir à l'histoire de Madame de Maintenon. 8. Amsterd. 1757. in sechs Bänden, womit ich noch

aus welchen ich meinen Leserinnen hier eine möglichst getreue biographische Skizze zur Geschichte der Frau von Maintenon vorlege.

Ich wünsche, daß diese Erzählung Sie angenehm beschäftigen, daß die Darstellung der Schiksale dieser wahrhaft grossen Frau uns alle belehren, und ihre Fehler uns vor ähnlichen Verirrungen warnen mögen! —

Die berühmte Frau Franziska Markisinn von Maintenon, war ein Fräulein von Aubigné, aus einem altadelichen Hause. Sie wurde im Jahr 1635 in einem Gefängnisse zu Niort geboren, wo ihr Vater gefangen saß, dem ihre liebevolle Mutter freywillig im Kerker Gesellschaft leistete. Umstände, die unsrer Heldinn kein glänzendes Schiksal in der Welt zu prophezeihen schienen.

Ihr Grosvater und Vater waren Protestanten. Noch besaß sie zwei Tanten, Frau von Villete,

---

die Mémoires secrets von Duclos, die Mémoires des Duc de St. Simon, die Mémoires des Duc de Richelieu, und einige andre Schriften verglich, die mir von einem gütigen Freunde hierzu mitgetheilt wurden.

und Frau von Caumont von Ade, die ihrem Bruder übrigens, ob sie schon gleiche Erziehung genossen hatten, in dem Karakter nicht im geringsten glichen. Oft zerrüttet ein Zusammenfluß unglüklicher Umstände auch die beßte Erziehung, so war es hier. Konstans von Aubigné, der Vater unserer Heldinn, und Bruder dieser beiden Damen, war ein leichtsinniger, unruhiger, alles wagender Kopf, der sich frühe schon unstät hin und her trieb. Er besaß zwar Talente, aber sie waren schon verwildert diese Talente, die er mehr zu seinem Unglükke als Glükke anwandte. Wohlleben, Verschwendungsliebe, und Hang zu jeder Lust, wurzelten schon tief in der verirrten Seele des Schwindelkopfs. Die Folgen blieben nicht aus, durch eine unvermuthet entdekte Verrätherei an dem König, in dessen Dienste er damals stand, verlor er die vortheilhafte Aussicht zu der einträglichen Stadthaltersstelle in Maillezais, und machte sich dadurch nach dem Tode seines Vaters, der am Hofe eine rühmlichere Rolle gespielt hatte, zum brodlosen Abentheurer.

Hier war es, wo er durch Armuth und Verzweiflung getrieben, im Sittenverderbnis immer tiefer und tiefer sank, bis ihn die Hand der reichen Wittwe von Noville aus dem Elend rettete, um

ihn in ein noch grösseres zu stürzen! — Dies Weib wählte ihn nur aus grober Sinnlichkeit, und als er bald nach dieser blos konvenzionellen Verbindung anfieng ihr untreu zu werden, so hielt auch sie sich schadlos. Dem grossen Widerspruch ungeachtet, den man zwar oft bei ausschweifenden Männern antrift, ward er, der eignen Treulosigkeit uneingedenkt, auf sie eifersüchtig. Aus Liebe entsprang diese Eifersucht freilich nicht, wol aber aus jenem schiefen männlichen Hochmuth, mit dem gewisse Männer an andern so gerne etwas strafen, das sie sich in der Stille selbst erlauben. Genug, die allgemeine Sage behauptete, der eifersüchtige Ehemann habe in einer Anwandlung von Wuth die treulose Gattinn und den Nebenbuhler gemordet! — Wirkliche Beweise waren zwar keine da, doch schon der bloss Verdacht zog ihm die Gefangenschaft auf dem Schlosse Trompete um so unerbittlicher zu, weil die Verwandten der Gemordeten darauf drangen.

In dieser Gefangenschaft mußte der Unglükliche unter manchen Qualen lange ausharren, bis es ihm endlich gelang, sich in das sanfte Herz der Fräulein von Cardillac, Tochter des Schloßkommendanten, und nachherigen Mutter unserer Maintenon einzuschleichen. Ihre Liebe stieg, durch Mitleiden gereizt, für ihn auch bald bis zu jener Hö-

he, wo man alles wagt, und nur Eines zu verlieren fürchtet! — Nur zuweilen regten sich bei dem guten Mädchen noch Zweifel, wenn sie sich an den Gattenmord erinnerte, dessen man ihn beschuldigte. Wie es aber gewöhnlich zu gehen pflegt, man überzeugt sich so leicht von dem was man zu glauben geneigt ist, und kommen noch vollends die Schwüre des Geliebten hinzu, dann liegt die zweifelnde Vernunft schnell entwafnet zu Boden! —

Es kostete den Herrn von Aubigné wenig Mühe sie zu beruhigen, und nun wurden im heimlichen Kerkerwinkel ernstliche Vorschläge zu einer Flucht gemacht. Das Mädchen besaß Muth dazu; sie wagte alles, und wollte noch alles wagen. Sie kämpfte zwar noch ein Weilchen, zwischen der Liebe für ihn, und ihrem guten Vater, doch bald überwog das stärkere Gefühl, in dessen Drang sie sich fest entschloß, den Geliebten ihres Herzens nicht länger in Fesseln schmachten zu lassen, welche ihm das Unglük angeschmiedet hatte.

Seine Thränen, seine traurige Zudringlichkeit, gaben dem Entschluß noch den völligen Ausschlag, und .... sie flüchteten! — Auf welche Art, sagt mein Gewährsmann zwar nicht, aber dies sagt er, daß sie nach Amerika zogen, wo Aubigné Theil an einer Zukkerplantage bekam, und sich erst dort durch

einen Priester einsegnen ließ. Vermuthlich hat das Fräulein, nach ihrem sonst sehr feinen Gefühle zu urtheilen, ihn oft gebeten, schon früher einen Gebrauch zu ehren, der mit Religion, Wohlstand und Sittlichkeit übereinstimmt, allein es geschah nicht. Ob aus Leichtsinn des Entführers, oder aus Furcht entdekt zu werden, kann ich nicht entscheiden.

Sie ward nun vor Gott und Menschen seine Gattinn, und gebahr ihm einen Knaben Namens Karl, die erste Frucht einer so seltsamen Verbindung. Die gute Dame mag unterdessen über den nagenden Gedanken an den verlassenen Vater manche trübe Stunde verweint haben. Doch die Zeit linderte auch diese Wunde wieder, um so schneller, da sie sich Mühe gab, durch die strengste Erfüllung ihrer jezzigen Pflichten, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. In der damaligen Lage bedurfte sie auch der standhaftesten Geduld, da ihr Gatte, im Genuß der Freiheit, bald wieder zum alten Schwindelkopfe wurde. Ihm wollte das ruhige einfache häusliche Leben, im Arme des liebenden Weibs durchaus nicht behagen. Er sehnte sich nach Glanz und Gewirr. Die kleinen Einkünfte, die ihn mit seiner Familie mässig nährten, waren ihm zu beschränkt. Seine Wünsche zielten nach Pracht und Verschwendung, nach Vater=

land und Hofgetümmel. Dort wollte er dies alles suchen, dort sich gegen das eingebildete erlittene Unrecht vertheidigen, und nach Ehrenstellen ringen. Keine Vorstellungen, keine Gefahr, keine Thränen der jammernden Gattinn, die damals gerade unsere Franziska von Aubigné unter dem Herzen trug, vermochten ihn von der projektirten Reise nach Frankreich abzuhalten. Von unwahrscheinlichen leichtsinnigen Hoffnungen getäuscht, eigensinnig gemacht durch den unwiderstehlichen Hang zum Abentheuerlichen, trotzte er in dieser Stimmung dem Himmel und der Erde, der Liebe und jeder nahen Gefahr. Wer nichts wagt, gewinnt nichts, dies war der Wahlspruch mit dem er flüchtig Weib und Kinder verließ, und ganz allein nach Frankreich zurückkehrte.

Aber leider nur zu schnell wurde der dort noch nicht vergessene Flüchtling entdeckt, und zum zweitenmale auf das Schloß Trompete vest gesezt, wo der alte Kommendant schon moderte, und ein neuer ihn sorgfältiger bewachen ließ. Da saß er nun wieder, der unruhige Kopf, im öden, finstern, übelriechenden Kerker, ohne die geringste Hoffnung zur Rettung, ohne Trost in der Verzweiflung, ohne Weib und Kind, nach denen er sich, weich gemacht durch Elend, leidenschaftlich sehnte. Das

Unglük mußte seine besseren Gefühle erst aufreizzen, wie dies bei schwankenden Karaktern oft geschieht! — Doch wagte er es nicht, muthlos gemacht durch ein böses Gewissen, zu hoffen daß ihn seine verlaßne Gattinn je aufsuchen würde. Zwar kannte er ihre Liebe, ihren Edelmuth, ihre Entschlossenheit, allein er fühlte auch tief, wie wenig er es verdiente, da er sie so leichtsinnig dem ungewissesten Schiksal überlassen hatte. Und doch kam dieser liebevolle weibliche Engel über Meer und Wellen, unter den schröklichsten Leiden, mit dem einen Kinde auf dem Arme, und dem andern unter dem Herzen, daher geflogen! — Sie kam, so bald sie sein Schiksal erfahren hatte, um mit dem unglüklichen Gatten, die Qualen einer Gefangenschaft zu theilen, die vielleicht ewig dauern konnten! — Sie kam, um sich als Bettlerinn an dem Orte ihrer Geburt, wo sie ehemals in Glanz und Wohlstand lebte, freiwillig einkerkern zu lassen! — Ein grösseres Opfer von Ergebenheit und Liebe, konnte sie dem unglüklichen von allen Menschen verlaßnen Manne wohl nicht bringen! — Wenn es wahr ist, daß der Edelmuth einer Mutter auf das Kind unter dem Herzen grossen Einfluß hat, so läßt sich die Fülle von Edelmuth in dem Karakter der Frau von Maintenon leicht erklären. Ihre gute Mut-

ter, diese so zärtliche, großmüthige Gattinn, muß damals in der immerwährenden Reizbarkeit von feinen Gefühlen gelebt haben, von denen ihr physisch und moralisch der lieblichste Wiederhall zu Theil wurde. Im Gefängnis unter Kummer geboren, im Unglük voll Ergebung erzogen, unter Thränen mit Liebe und Edelmuth gesäugt, mußten ihre Gefühle die äusserste Feinheit erhalten! —

Doch ich knüpfe den abgebrochenen Faden der Geschichte wieder an! — Der unglükliche Gatte fühlte in den Armen einer solchen Gattinn auch im Gefängnisse sanften Trost. Wenigstens half sie ihm weinen, wenn sie ihn jezt schon mit sonst nichts trösten konnte. Sie ließ aber, durch ein gutes Gewissen gestärkt, den Muth doch nicht sinken, und flehte die Richter innig und rührend, um eine Veränderung ihres Kerkers an. In ein Gefängnis zu **Niort** wünschte sie mit ihrem Gatten ziehen zu dürfen, um den Verwandten näher zu seyn, von welchen sie Unterstüzzung hoffte. Diese Bitte ward ihr gewährt; man brachte die gefangene Familie bald dahin. Dort gebahr sie kurz nach der Ankunft unsere **Franziska von Maintenon**. Die Freude über ihre Geburt versüßte den unglüklichen Aeltern alle Leiden einer harten Gefangenschaft. Nur die Zukunft lag in dichte Finsterniß gehüllt noch dun-

kel vor ihren Augen, und schrökte sie von dem erquikkenden Familienfest auf, das Mutter Natur ihnen gegeben hatte! —

Um diese Zeit verfaßte die immer thätige Frau von Aubigné eine zweite Bittschrift, voll Gefühl, voll Würde, voll Leben und Kraft, in welcher sie das Elend ihrer Familie bis aufs lezte Pünktchen ausmalte. Diese rührende Sprache der leidenden Mutter und Gattinn wirkte bei Hofe — welch' ein Wunder! — auch so gut, daß die Gefangenen endlich ihre so lange gewünschte Freiheit erhielten! —

Leider aber dauerte für dies unglükliche Weib auch diese schwer errungene Freude wieder nicht lange! — Ihr Gatte, noch immer leichtsinnig, gerieth in die Bekanntschaft einiger Falschmünzer, wurde verdächtig, und neuerdings ins Gefängnis geworfen! — Wer bei den Menschen einmal das Zutrauen verloren hat, schwebt bei dem geringsten Schein in Gefahr ungehört verdammt zu werden. Auch sie wurde mit ihm verdächtig, und eingesperrt, und sie war doch unschuldig! — Viele bemitleideten sie jezt nicht einmal mehr, manche gönnten ihr sogar dies traurige Loos, ungeachtet der unaussprechlichsten Liebe mit der sie dem unglüklichen Gatten Alles tragen half. Der widersprechenden, lieblosen Urtheile giebt es immer bei solchen Anlässen gar

viele. Die Menschen scheinen überhaupt nie weniger Herz zu besizzen, als da wo man im Unglükke ihrer Theilnahme bedarf. Ihre Neugierde interessirt sich dabei immer weit mehr als ihr Herz, und wenn diese sich einmal abgespannt hat, so sind die Unglüklichen, die oft händeringend auf ihre Hülfe warten, von ihnen auch schon vergessen! — So gieng es unsern Gefangenen, in dem ersten Augenblikke ihrer Verhaftnehmung lief ihr Name wie eine Zeitungsneuigkeit, von Munde zu Munde, aber in wenig Wochen dachten nur noch einige edle Seelen an sie. Ach, und sie waren der Menschenhülfe doch schon so benöthigt! — Mangel, Hunger, Krankheit und Verzweiflung hatten sich bereits bei ihnen eingeschlichen. Von den meisten Verwandten, die sie für schuldig hielten, völlig verlassen, war alles Geld aufgezehrt, und kein Fünkchen Hoffnung zur ferneren Unterstüzzung mehr übrig. Mit Brod und Wasser mußten sie jezt vorlieb nehmen, und auch dies wurde ihnen so karg zugetheilt, daß es den Hunger und Durst nur noch mehr reizte. Schon rang der Gatte in voller Verzweiflung mit wildem Wahnsinn! Schon versagte die Natur der zärtlichsten Mutter die Milch, mit der sie Mann und Kinder Monate lang vom Hungertod gerettet hatte! — Schon wälzten sich die armen kleinen

Würmchen, in zerrißne Lappen gewickelt, matt vom Hungergeschrei, konvulsivisch auf dem faulen Stroh herum, und seufzten flehentlich nach Brod! — Schon lag die beßte der Mütter, die edelste der Gattinnen, laut schluchzend neben ihnen auf dem Gesichte, und flehte mit der lezten Seelenkraft den Allmächtigen um Rettung oder schnellen Tod an! —

Sie ward erhört die Edle! Die Vorsehung wirkte, und Frau von Villete eine der gutherzigsten Damen unter den Verwandten der Gefangenen, unterbrach diese Schrekkensszene. Stummes Entsezzen fesselte lange ihre Zunge, als sie in den Kerker trat, bis die hungrigen Kleinen ihr entgegen krochen, und die halb erstikten Worte sich in Thränen auflößten! — Am drolligsten betrug sich dabei die kleine Franziska, welche kaum sprechen konnte, und der Tante unaufhörlich in gebrochenen Worten vorlallte, Papa und Mama tod krank seyn, schon lang, lang nichts zu essen haben! Wie tief mußte diese naive Sprache der Unschuld in das gerührte Herz der Menschenfreundinn dringen! — Sie entschloß sich auf der Stelle die beiden Kinder mit sich zu nehmen, und für ihre Erziehung zu sorgen. So schwer sich die Mutter von den Lieblingen ihrer Seele auch trennte, so riß sie sich doch os, weil die Schwägerinn sie zu einer Reise nach

Paris beredete, um dort die Freiheit ihres Gatten zu erbitten.

Diesmal war sie aber nicht glüklich! — Man wies sie bei Hofe, wo der Saus und Braus alles Mitleiden erstikte, kalt ab. Mancher elende Höfling machte ihr wohl gar entehrende Anträge. Aeusserst lieblos behandelte sie der bekannte Minister Richelieu, der den Sohn noch immer um des Vaters willen haßte. „Sie sollte froh seyn, daß man sie Ihres schlechten Mannes entlediget habe!„ So sprach der rachsüchtige Priester zu der bittenden Gattinn, und ließ sie trostlos fortziehen. Ohne die großmüthige Unterstüzzung des edlen Herzogs Bernhard von Weimar, der damals gerade in Paris war, hätte sie sich zurük betteln müssen. Ihre Ankunft im Kerker war traurig, aber noch trauriger der Empfang des durch die Hoffnung getäuschten Gatten. So bemächtigte sich jezt ihrer ganzen Seele eine hoffnungslose Fühllosigkeit, in welcher sie nun nichts mehr vermißte als — ihre Kinder! — Für diesen heftigen Wunsch kannte sie selbst in der größten Armuth keine Gränzen! Auf manche wiederholte Bitte erhielt sie dieselben von der Schwägerinn auch wieder zurük, und hoffte bei der lächelnden Unschuld Trost in der Verzweiflung zu finden! — Es vergiengen in trauriger Ein-

tö-

tönigkeit, Monate, Jahre, und die Lage der Unglüklichen blieb dieselbe, nur mit dem Unterschied, daß Frau von Villette für den nöthigsten Unterhalt sorgte. Unsere Franziska von Maintenon verlebte also ihre ersten Jugendjahre im Kerker, und erinnerte sich im Alter noch recht gut, wie oft sie mit den Kindern des Kerkermeisters gespielt hatte. Es ist unstreitig, daß sie an diesem Orte des Kummers zur Genügsamkeit, Bescheidenheit, Arbeitsamkeit, Selbstverläugnung, und jeder andern schönen weiblichen Tugend schon frühe gewöhnt wurde. Die Einsamkeit und der anhaltende Kummer ihrer Aeltern, der ihrem so fein gestimmten Gefühle nicht entgehen konnte, gaben ihr einen gewissen Anstrich von düsterm Ernst, wodurch sie auf Welt, Menschen und Verhängniß aufmerksam wurde. Kummer war die erste trefliche Schule, durch die sie zum Denken und zur ehrwürdigen Frömmigkeit geführt wurde.

Auch ihre Mutter war eine äusserst fromme Dame, die noch immer im vollen Vertrauen auf den Allmächtigen und seine weisen Führungen lebte. Durch Gebet gestärkt, keimte bei ihr wieder ein Fünkchen Hoffnung zur Rettung empor, das ihr abermals den Muth gab für den unglüklichen Gatten zu bitten. Sie that es, man versprach ihm

seine Freiheit, doch nur unter der Bedingung, daß er sich zur katholischen Kirche bekennen müsse. Diese Bedingung schien ihr als einer eifrigen Anhängerinn der katholischen Religion nicht unbillig, so wahr es übrigens bleibt, daß jede aufgedrungene Religion ihren heiligen Zwek verfehlen muß.

Dem Herrn von Aubigné, welcher im Grunde wenig oder gar keine Religion besaß, war diese Bedingung schon recht. Er willigte um der Freiheit willen gerne in alles, und zog dann mit seiner Familie wieder nach Amerika. Auf dieser Reise wurde die kleine Franziska von einer gefährlichen Seekrankheit überfallen, die sie bis an den Rand des Grabes brachte. Einst lag sie in der tödtlichsten Ohnmacht; schon war man im Begriffe sie über Bord zu werfen, selbst der rohe, leichtsinnige Vater wollte es, nur die weit zärtlichere Mutter gab es nicht zu, indem sie standhaft behauptete, Franziska lebe noch. Wirklich war es auch so, die Kleine erholte sich zum Erstaunen Aller bald wieder, und die Freude ward allgemein. Bald nach ihrer Genesung wurde das Schiff von barbarischen Seeräubern angegriffen, und die ganze Besazzung gerieth in Gefahr gefangen zu werden. „Desto besser — sagte die kleine ehrgeizige Franziska mitten im Lärm zu ihrem Bruder

— desto besser, wenn wir gefangen werden, dann kann uns Mama doch nicht mehr zanken!„ — Noch stand ihr eine andere Gefahr bevor. So lebhaft und unbesonnen, wie sie nicht selten war, verirrte sie sich einst am Ufer, gerieth unter wilde Thiere, aus deren Mitte sie blos durch die Entschlossenheit der zärtlichsten Mutter mit Gefahr ihres eigenen Lebens gerettet wurde! —

Nach allen diesen glüklich überstandenen Gefahren, langte die reisende Familie endlich wieder in Amerika an. Herr von Aubigné, dessen Kopf noch immer von leichtsinnigen Hoffnungen schwindelte, versuchte dort alles, um sich bis zu einem glänzenden Glükke empor zu schwingen, allein es wollte ihm durchaus nicht gelingen, so sehr er auch von der fleissigen und ökonomischen Gattinn unterstüzt wurde. Alle seine übeln Gewohnheiten mischten sich unaufhörlich ins Spiel, und raubten ihm bald wieder Kredit und Aussichten. Er verderbte sich durch Unbesonnenheit und Mangel an Gesezt- heit immer alles selbst. So verlebte seine Gattinn, die edle Dulderinn, neben ihm noch mehrere Jahre, überstand manchen bittern, herben Kampf, bis ihn das Schiksal durch den Tod von ihrer Seite riß! — Er starb von der gutherzigen Gattinn beweint, troz dem ewigen Ringen nach Glanze,

arm, und hinterließ ihr kaum so viel, um nach Frankreich zurükkehren zu können, wo noch einige Familiengüter in Prozesse verwikkelt waren, die sie durch diese schnelle Rükkehr zu retten glaubte.

Von dieser Hoffnung eingewiegt, verwandte sie jezt die kleine Pause ihres unentschiedenen Schiksals zur gänzlichen Erziehung ihrer Tochter. Sie erzog sie meist nach festen, wohl überdachten Grundsäzzen. Mit unendlicher Mühe befliß sie sich, ihrem Karakter frühe schon eine gewisse Energie zu geben, und ihn empfänglich für alles Edle und Schöne zu bilden. Wie sehr sie diesen Grundsaz befolgte, beweist uns folgender Zug! — Als die Familie noch in Amerika ihr eigenes Haus bewohnte, kam in demselben Feuer aus, die kleine Franziska fieng an ganz ausserordentlich darüber zu weinen, bis die Mutter sehr ernsthaft zu ihr sagte: „O pfui, nur schwache Seelen können bei dem Verluste eines Hauses weinen!„ Elektrisch schnell wirkte dieser Verweis auf das ehrgeizige Mädchen, die plözlich zu weinen aufhörte, wenn ihre Thränen schon nur der verbrannten Puppe — wie sie nachher selbst gestand — und nicht dem Hause galten.

Schon in diesen Jahren las Franziska den belehrenden Plutarch, und sog auch durch ihn ent-

flammt, den Keim zu Festigkeit und Edelmuth ein. In müssigen Stunden schrieb sie kleine Aufsäze, oder Briefe, über deren Werth die kluge Mutter entschied, welche die schwere Kunst ganz verstand, sie dabei vor Uebermuth und Zagheit zu bewahren. Alles was von dieser Art ihrem trägen Bruder Karl zum Ausarbeiten aufgetragen wurde, war heimlich ihr Werk. Ein bewundernswürdiger Drang zum lernen, mit stillem Ehrgeiz verbunden, machte sie rastlos fleissig. Doch sorgte ihre Mutter strenge dafür, daß der stille Ehrgeiz nicht in schiefen Hochmuth, nicht in hartherzige Herrschsucht oder in kleinliche Eitelkeit ausartete. Sie gab diesem so wichtigen Keim zur Tugend oder zum Laster frühe schon die rechte Richtung. Wenn Franziska aus schiefem Ehrgeiz unbescheiden werden wollte, wurde es ihr nicht schwer, sich selbst anzuklagen, um durch dies edle Beispiel auch sie bis zur schönen Selbstverläugnung zu bringen! — Auf diese Weise erlangte sie ihren Zwek fast immer, besonders da die leicht empfängliche Franziska ohnehin zu allem Guten und Schönen, worunter ich vorzüglich die weibliche Selbstverläugnung rechne, so grosse Anlage hatte. Ihr Ehrgeiz erhielt allmählich jene feine, feste, edle, gutherzige Richtung, die man bei jungen Mädchen so selten findet, und

die doch sicher zur menschlichen Glükseligkeit, zur Veredlung unserer Herzen, und Verschönerung des Geistes führt. O kennten Erzieher und Erzieherinnen diesen so wirksamen Weg mehr als sie ihn kennen, so würde manches junge Herz durch schiefen Ehrgeiz minder verwildern, und mancher schöne Geist sich nicht so leicht verkleinern, oder andere sonst hoffnungsvolle Kinder würden sich durch unterdrükten, vernachläßigten Ehrgeiz nicht zu frühe mit ihrer Denkungsart in die Klasse des Pöbels versezzen.

Ueberhaupt betrug sich dies kleine Mädchen in diesem Alter schon so artig, daß sich jedermann in sie verliebte, am meisten aber aufs neue ihre Tante Villette, die bei der Mutter gar dringend um sie anhielt. Daß diese Bitte ihr in mancher Rüksicht nicht abgeschlagen werden konnte, versteht sich von selbst. Frau von Villette war, wie wir schon wissen, eine edle, geistreiche Dame, die der Mutter so manche schwesterliche Wohlthat erwies, aber sie hieng eben so leidenschaftlich an der protestantischen Religion, als ihre Schwägerinn an der katholischen. Nur Schade, daß die kleine Franziska der Spielball dieses so heftigen Religionseifers wurde! — Wundern muß man sich, wie sie unter diesem für sie so gefährlichen Streit, wo die Mei-

nungen sich so erbittert kreuzten, nicht ganz und gar ohne Religion blieb! — Die Mutter verbat es sich indessen ausdrüklich, sie nicht von der katholischen Religion abwendig zu machen, welches ihre Schwägerinn auch versprach, aber .... nicht hielt. O Weiber, Weiber, der Name macht ja die Religion nicht aus! — Erst lange nachher erfuhr die Mutter was mit ihrem Kinde vorgieng, und forderte es mit ungestümmen Vorwürfen zurük. Frau von Villette weigerte sich aber der Rükgabe so lange, bis ihre Schwägerinn zu kräftigen Mitteln schritt. Sie selbst hatte am Hofe zwar keinen grossen Einfluß, doch desto mehr ihre alte fromme Kusine von Neuillant, an die sie sich wandte. Franziska wurde durch einen königlichen Spruch ganz natürlich der Mutter zuerkannt, allein Kusine Neuillant wollte das christliche Werk thun, und sie so fromm, als sie selbst schien, noch vollends erziehen. Dieser Vorschlag sezte die Dame Aubigné wirklich in grosse Verlegenheit, da sie wohl überzeugt war, daß das Haus dieser Dame der Ort nicht sey, wo das Mädchen gedeihen konnte. Es fiel ihr schwer, aus Nothwendigkeit einzuwilligen, und doch willigte sie ein, von dem Gedanken beruhigt, ihr Kind sey doch wenigstens in Rüksicht auf Religion gesichert. Dies ist übrigens wohl die einzige Inkon-

sequenz, welche man der sonst so herrlichen Frau von Aubigné mit Recht verwerfen kann! —

Das junge Fräulein befand sich nun an der Seite der rohen, bigotten Frau von Neuillant, welche ihr die protestantischen Grundsätze mit unüberlegter Härte aus dem Kopfe bannen wollte. Dies war gewiß der Weg nicht, den kleinen wilden ehrgeizigen Geniekopf zu belehren. Eine solche Härte mußte ihn empören! — Nichts ärgerte Franziska mehr, als daß sie zur Strafe sehr oft Magddienste verrichten, und in ärmlicher Kleidung das Federvieh hüten mußte. Welch' eine schwere, gefährliche Prüfung für dies ehrgeizige Mädchen, die sicher hochmüthig und boshaft geworden wäre, wenn ihr von Natur sanftes Herz sie nicht bis zu jener stolz duldenden Schwermuth geleitet hätte, in der sie sich eine verdienstvolle Märtyrinn zu seyn dünkte, und standhaft ausharrte. Die Grundsätze ihrer Tante Villette wurden durch diese Behandlungsart bei ihr bis zum Eigensinn befestigt; je mehr man sie strafte, desto hartnäkkiger beharrte sie darauf. Hier ein Beispiel! — Ihre Mutter wollte sie einst mit in die Kirche nehmen, und sie weigerte sich eigensinnig, dessen ohngeachtet mußte sie ihr dahin folgen, und betrug sich dann dort so ungezogen, daß sie dem Altar den Rükken kehrte.

Natürlich folgte auf dieses hartnäkkige Betragen ein heftiger Verweis der durch Widerspruch äusserst gereizten Mutter, welcher sich mit einer derben Ohrfeige endigte. Ohne eine Mine zu verändern hielt die heroische Franziska ihr auch den andern Bakken hin, indem sie ganz kalt sagte: „Schlagen Sie nur zu Mama, es ist süß für die Religion zu leiden!" — Was dies in einem so jungen Mädchen schon für überspannter Enthusiasmus war! — Was für Anlage zu exzentrischen Religionsschwärmereien lagen in ihr, welche durch dieses schiefe Erziehungsintermezzo aufgereizt wurden! — Mit Unwillen muß ich hier bemerken, daß die sonst so hoffnungsvolle Franziska jezt gewiß nahe am Punkt stand, durch die gährenden Leidenschaften dieser Weiber auszuarten, um so mehr da Tante Villette sie heimlich aufhezte, und die Mutter unvorsichtig genug war, sie von der alten Betschwester so zwekwidrig behandeln zu lassen! —

Dem guten Mädchen stand noch eine andere Prüfung, aber von sanfterer Art bevor. Sie fieng bereits an, der geizigen mürrischen alten Frau von Neuillant lästig zu werden, und die Mutter sah sich durch Armuth gezwungen, ihre Schwägerinn Villette um das Kostgeld zu bitten, das man in einem Kloster für sie forderte. Frau von Villette war dies

zufrieden, aber nur unter der Bedingung, daß dem Mädchen dort kein Religionszwang angethan würde. Man versprach ihr zwar alles, allein man hielt ihr in dieser Rüksicht eben so wenig Wort, als sie einst selbst gehalten hatte. Die Nonnen waren übrigens klug genug, den Weg zu dem Herzen des Mädchens durch Sanftmuth zu suchen, und fanden ihn bald. Ihre Lehren wirkten aufs Herz, schmeichelten dem Ehrgeiz, und da hatten sie gewonnen Spiel. Franziska machte ihnen zwar manche merkwürdige Einwendung, die sie in grosse Verlegenheit sezte, aber sie liessen sich dadurch nicht abschrökken. Besonders mußten sie dem Mädchen feierlich versprechen, daß ihre liebe gute Tante Villette auch in den Himmel komme, ohne diesen Verspruch, der ihrem Herzen so viel Ehre macht, wollte sie ihnen durchaus nicht gehorchen. Dann erst fieng sie an sich eben so eifrig der katholischen Lehre zu weihen, als sie sich ehemals der protestantischen gewidmet hätte.

Ihr Herz war weich und sanft, die Frömmigkeit wurde ihr schon von Jugend auf eingeflößt, und da sie ohnehin so leicht zum Enthusiasmus geneigt war, so wurde sie bald, ohne gerade bigott zu seyn, eine der frömmsten Kostgängerinnen. Oft sah man sie vor einem Kruzifix knieend mit vol-

ler Seelenbegeisterung beten. Die Paar Jährchen, welche sie in diesen öden Mauern verlebte, verbesserten zwar ihren Kopf nicht viel, desto mehr aber ihr Herz. Die strengste Sittlichkeit, Abschen vor dem Laster, hohe glühende Schwärmerei für Tugend, Liebe zum Einfachen, dies waren die Geschenke welche sie da einärndete.

Das Schiksal störte aber bald wieder auch diese ihre Ruhe! — Die Tante Villette erfuhr ihren Uebergang zur katholischen Religion, und entzog ihr auf der Stelle das Kostgeld. Traurig ist es, daß oft die edelsten Menschen aufhören, da edel zu seyn, wo man auf den Punkt ihrer herrschenden Leidenschaften stößt! — Auch die Nonnen hatten jezt für wahre Wohlthätigkeit keinen feinen Sinn, und jammerten der armen Franziska über die harten Zeiten so lange vor, bis sie höchstempfindlich darüber ihre Mutter um Gotteswillen bat, sie zu sich zu nehmen, welches dann auch geschah. Es war ihr unmöglich länger von der kargen Barmherzigkeit solcher Menschen abzuhängen, die hübscher schwazten, als handelten.

Ihre gute Mutter, bei der sie nun war, nährte sich mit ihrem Sohne kümmerlich durch Händearbeit, und harrte noch immer auf die Entscheidung ihrer Prozesse. So fleissig ihr auch Franziska

jezt arbeiten half, so reichte das kleine Einkommen doch kaum hin, diese Familie zu ernähren. Es gebrach ihr so oft an jeder Bequemlichkeit, besonders aber an guter Kleidung. Oft wollte Franziska das Zimmer nicht verlassen, weil sie sich schämte in so ärmlicher Kleidung vor der Welt zu erscheinen. Die Nonnen hatten ihr unter der Ausrede, im Kloster sei alles gut, in den lezten Zeiten, wo Tante Villette nichts mehr hergab, und die Mutter nichts geben konnte, kein einziges Kleidungsstük machen lassen. Alle die sie besaß, waren zerrissen oder verwachsen. Wie unaussprechlich wehe der Mangel an wohlanständiger Kleidung einem solchen Mädchen thun mußte, ist leicht begreiflich. Sie war zwar zu vernünftig und zu stolz, um ihre ganze Glükseligkeit in überflüssigen Modewechsel zu suchen, allein das Nöthigste wünschte sie sich doch. Die alte geizige Kusine Neuillant beschenkte sie wohl einst mit einem hundertjährigen Fächer, aber mehr ihr zu geben erlaubten, nach der heiligsten Versicherung der frommen Matrone, für jezt ihre Umstände nicht. Um aber doch wenigstens etwas für sie zu thun, machte sie der Familie bedeutende Bekanntschaften, von denen einige Protekzion zu hoffen war. Unter diese Bekanntschaften gehörte auch ihr Nachbar, der be-

kannte Dichter Scarron. Sie hatte ihm bei Gelegenheit gesagt, daß ihre beiden Kusinen ehedessen in Amerika waren, und daß nach ihrer Versicherung für Gichtbrüchige seiner Art, dort eine äusserst gesunde Luft wehe. Das Weitere hierüber könne er von ihnen selbst erfahren, wenn ihm anders ihr Besuch nicht lästig sei. Ihm, dem Launigen, der die Gesellschaft so überaus liebte, und immer neugieriger wurde, Damen von so sonderbaren Schiksalen kennen zu lernen, war dieser Auftrag schon recht, er bat sich, so bald als möglich, von ihnen einen Besuch aus.

Keine grössere Verlegenheit giebt es aber nicht leicht, als jene war, worinn unser Fräulein Fränzchen durch diese Nachricht versezt wurde. Sie besaß gerade keinen bessern Rok, als den, der ihr um ein ganzes Viertel hoch verwachsen war, und in diesem vor einem Manne zu erscheinen, der noch dazu den Ruf eines beissenden Satyrikers hatte, das war für sie das größte Unglük von der Welt! Ihre Einwendungen, so dringend und bittend sie auch waren, halfen aber durchaus nichts; sie mußte der Mutter und Kusine zum Dichter Scarron folgen, so schwer es sie auch ankam, im kurzen Rökchen vor ihm zu erscheinen. Der erste Schritt ins Zimmer trieb ihr plözlich das hochrothe Blut

in die Wangen, und die hellen Thränen in die Augen. Beständig schob sie sich mit dem kurzen Rökchen hinter Mutter und Base, bis Scarron um die Ursache fragte, und sich darüber fast todt lachte. Das hübsche Mädchen im kurzen Rökchen mochte sich unterdessen verschieben so viel sie wollte, ihre auffallenden Reizze entgiengen dem Dichter doch nicht, der nach Dichterweise mit hundert Vergrösserungsgläsern der entflammten Fantasie auf sie schielte. Die Gesellschaft sezte sich, und das Fräulein war so glüklich, sich auch sezzen zu dürfen. Dadurch wurde ihr kurzes Rökchen um vieles länger, und die ganze verlorne Fassung kehrte bei ihr zurük. Erst jezt sah der betroffene Dichter mit wiedergekehrter Geistesgegenwart, wie viele Seelenreizze noch dazu in diesem schönen Körper wohnten, und gaffte ihr himmlisch vergnüngt jedes schöne Wort vom Munde weg. Dies war der Anfang und der erste Eindruk einer so merkwürdigen Bekanntschaft, die nachher mit öftern gegenseitigen Besuchen fortgesezt wurde. Der kranke Scarron wollte nun der schönen Schilderung von Amerika ungeachtet nicht mehr dahin. Ihm war die Luft in Paris jezt wieder gesund genug!

Marianne Ehrmann.

(Die Fortsezzung folgt.)

Ruhe aus Versöhnung.

Ruhe sucht der Müde.
Komm o goldner Friede!
Seufzt, wer Sorgen nährt.
Friede, der auch mir entschwunden,
Komm zurük!
Himmels-Glük!
Labsal beßrer Stunden!

Ach! wie lang, wie blöde
Blik' ich in die öde,
Freudenarme Welt;
In die Welt, die mich entzükte,
Als mein Herz
Noch kein Schmerz,
Noch kein Kummer drükte.

Nach den lieben Jahren,
Die so harmlos waren,
Blik' ich sehnend oft.
Ach! des Rükbliks Lust sind — Trümmer.
Die Natur
Hüllt er nur
In noch blassem Schimmer.

Freunde sah ich scheiden;
Doch der Trennung Leiden

Stilltest, Hoffnung, Du!
Weltglük hat mich nie gekümmert:
Ruhm und Gold
Sind ein Sold,
Der oft mehr verschlimmert.

Nur verkannte Liebe
Macht mein Leben trübe,
Mir den Frieden schwer;
Und die Mächtige bezwingen
Kann ich nicht.
Ernst und Pflicht
Hilft umsonst mir ringen.

Zwar auf kurze Tage
Stillt' ich Harm und Klage
Durch erzwungne Lust.
Doch wie schnell verflog sie wieder!
Und der Schmerz
Ließ ins Herz
Drükkender sich nieder.

Wiederkehr des Kummers
Ist der Tod des Schlummers,
Mehr, als erster Gram.
Stürme drohn mit neuem Grimme;
Trost gebricht;
Lauter spricht
Der Verzweiflung Stimme.

Du,

Du, vor dem ich stehe,
Laß von deiner Höhe,
Laß, o Gott, den Geist
Der Versöhnung niederschweben!
Ohne sie
Keimt mir nie
Friede — für dieß Leben.

Kr.

Wiegenlied einer Mutter.

Süsses Liebchen! schlaf in Ruh,
Schleuß die hellen Aeuglein zu.
Engel sehn auf dich hernieder.
Schlafe sanft und wohlgemuth
Unter ihrer holden Hut
Und erwache lächelnd wieder.

Schlaf' auf deinem weichen Pflaum,
Träume manchen Himmelstraum
Unter Edens Blumenhekken.
Keine Fliege nahe sich,
Liebchen! kein Geräusch soll dich
Aus dem süssen Schlafe wekken.

Wie die Lust das Herz mir schwellt!
Du mein Alles, meine Welt,

Du mein Himmel schon hienieden.
Jede Hoffnung reift in dir.
Was ich wünschen mag, ist mir
Herrlich schon durch dich beschieden.

Du bist mein, und ich bin dein.
O, wie will ich dir mich weih'n!
Kein Verhängniß soll uns scheiden.
Meine Pflege, Rath und That,
Leite auf des Lebens Pfad
Dich zu lauter Lust und Freuden.

Blühe, wie ein schlankes Rohr
An dem Silberteich empor,
Deiner Mutter Augenweide.
Selbst beym Kinderspiel und Scherz
Zeig' ein sanftes, edles Herz
Schon im frühen Flügelkleide.

Dann mein Liebchen blühen dir
Tausend Wonnen für und für,
Keine Sorge wird dich trüben.
Alle Menschen müssen dein,
Holder Engel! dann sich freu'n,
Und, wie ich, dich herzlich lieben.

Neuffer.

An Neuffer

im Merz 1794.

Noch kehrt in mich der süsse Frühling wieder,
Noch altert nicht mein kindisch fröhlich Herz,
Noch rinnt vom Auge mir der Thau der Liebe nieder,
Noch lebt in mir der Hoffnung Lust und Schmerz.

Noch tröstet mich mit süssen Augenwinken
Der blaue Himmel und die grüne Flur,
Mir reicht die Göttliche den Taumelkelch der Freude.
Die jugendliche, freundliche Natur.

Getrost, es ist der Schmerzen werth, dies Leben,
So lang uns Armen Gottes Sonne scheint,
Und Bilder beßrer Zeit um unsre Seele schweben,
Und, ach, mit uns ein treues Auge weint.

Hölderlin.

Baderlied im Mai 1794.

Heran zu den Reihen —
Ins liebliche Grün,
Heran — eh des Mayen
Geblüme verblühn!

Entstürzet der Klause
　Verzehrendem Duft
Entstürzet dem Hause
　In freiere Luft.

Auf schmükt euch mit Kränzen
　Hebt rüstig den Fuß
In festlichen Tänzen
　Zum kühlenden Fluß,
Heran zum Gebüsche
　Am blumichten Strand
Heran zu der Frische
　Im rieselnden Sand.

Was frommt uns zu Hause
　Die künstliche Flut
Dort raubet die Klause
　Uns Frohsinn und Muth:
Hier dekt uns der Himmel
　Mit lieblichem Blau,
Uns wekt das Getümmel
　Der jauchzenden Au;

Nicht Sklaven erhizten
　Mit künstlicher Glut
Nicht Aerzte erschwizten
　Die Heilung der Flut;

Mit milderem Strale
  Erwärmte die Flut
Im duftenden Thale
  Die göttliche Glut.

Laßt — Brüder die heissen
  Gewässer der Stadt,
Der höchste der Weisen
  Erwärmte dies Bad; —
Ha — schaur'st du zurükke?
  Geh Weichling! entflieh
Und suche die Krükke
  Fürs zitternde Knie.

Noch lähmten die Rechte
  Am strozzenden Arm
Nicht marternde Nächte
  Mit zehrendem Harm,
Ha — — stählt sie im kalten
  Im männlichen Fluß,
Und gleichet den Alten
  An Kraft und Genuß.

Den Fuß schon im Grabe
  Erkranken wir nicht, —
Dann schleichst du am Stabe
  Podagrischer Wicht; —

Drum rasch in die Kühle
Heiß tobet das Blut —
Entstürzet der Schwüle
Hinab in die Flut.

Ha — sprüzt in die Lüfte
Gewässer empor!
Stürzt rasch in die Grüfte —
Rasch wieder hervor!
Bald tauchen wir unter
Ins nächtliche Bad —
Und steigen dann munter
An Lethes Gestad.

W.

Anmerkung. Der Verfasser dieses Liedchens giebt eine kleine Sammlung Gedichte, mit Musik heraus. Der Subskripzionstermin ist noch bis Ende Oktobers d. J. offen: Das Exemplar kostet 30. Kreuzer. Mit Bestellungen wendet man sich an Buchdrukker Fues in Tübingen, oder an Antiquar Steinkopf in Stuttgart.

Fragmente

zur

Menschenkunde.

(Fortsezzung.)

Wir können es zwar nicht läugnen, daß sich bei den Menschen unter dem trügerischen Schilde der Bescheidenheit sehr oft Häuchelei, Ziererei und heimliche Eitelkeit einschleicht; dessen ungeachtet bleibt die wahre Bescheidenheit, besonders für das weibliche Geschlecht, eine höchst nöthige Tugend — eine Tugend, die vor so manchen Thorheiten sichert, und die unsere Reizze, wenn sie auch nur mittelmässig sind, über ihren Werth zu erhöhen vermag. — Man darf also kühn annehmen, daß jene Frauenzimmer, denen diese schöne Tugend mangelt, nur halb reizzend, nur halb tugendhaft sind! — Es fehlt ihnen ohne sie an einer wesentlichen Eigenschaft des Moralisch-Schönen, an der Hauptgrundanlage zur weiblichen Liebenswürdigkeit. Da, wo keine wahre Bescheidenheit wohnt, ist auch ihre treue Gefährtinn die edle Selbstverläugnung nicht; und wie kann un-

ser schwaches Geschlecht bei den vielen Fehlern ohne diese und jene mit der hohen Würde seiner Bestimmung bestehen? Wie kann es ohne diese beiden Führerinnen bis zu jenem Grade der Vervollkommnung steigen, der nur durch sie erlangt wird? Unstreitig ist es also, daß die wahre Bescheidenheit in so manchen Fällen des Lebens unsere sicherste Führerinn, unsere weiseste Rathgeberinn ist. Ohne sie würden wir bald gegen Gott und Menschen in den widrigsten Uebermuth ausarten, der mehr als Alles, die weiblichen Reize verunstaltet, und die gegenseitigen gesellschaftlichen Verhältnisse zertrümmert. Ohne sie giebt es keine weibliche Grazie, keine Wohlanständigkeit, keine wechselseitige Verträglichkeit. Ohne sie würden wir so oft das Opfer der zügellosesten Eitelkeit, des schwärzesten Neides, der blindesten Selbsttäuschung, des arrogantesten Hochmuthes, der unverzeihlichsten Unbesonnenheit, der lächerlichsten Forderungssucht, und der unbilligsten Erwartungen seyn! Ohne sie würde das unschuldige Mädchen so leichtgläubig dem schmeichlerischen Verführer Preis, die ältliche eroberungssüchtige Dame so leicht in der eignen Thorheit verglühen, und der verdienstvolle Mann sich bald verhaßt und lächerlich machen!

* * *

Um also in den ganzen Besiz dieser so nöthigen Tugend zu kommen, müssen wir auch den Unterschied zwischen wahrer und falscher Bescheidenheit kennen lernen. Ein Maasstab den so viele Menschen nicht verstehen, und die im Grunde nichts mehr übertreiben oder vernachlässigen, als die ware Bescheidenheit. Man beobachte zum Beispiele nur die alltäglichsten gegenseitigen Komplimente mancher Menschen; mit wie viel bescheidenseinsollendem Unsinn, mit wie viel Häuchelei, Ziererei und heimlich eiteln Wortspiel sind sie nicht durchmengt. Manche aus dieser Klasse glauben im höchsten Grade bescheiden zu seyn, wenn sie sich mit der übertriebensten Pharisäer-Dehmuth bis zur ekelhaftesten Selbsterniedrigung herabwürdigen, und doch ist es eben so widrig für den eignen Werth, keine rechte Wagschaale zu haben, als es verächtlich ist, sich durch diese häuchlerische Larve Werth geben zu wollen. Der Verdienstvollste ist zwar auch fast immer der Bescheidenste, und immer der welcher am meisten an sich selbst zweifelt, da er die grosse Schwierigkeit sich Verdienst zu erwerben so genau kennt; doch wird er nie sich niederträchtig selbst herabsezzen, wird nie den Beifall der Edlen und des Kenners zurükstossen, den er freilich nicht zur Nahrung für seine Eitelkeit, sondern nur zum

Sporn für die höhere Vervollkommnung anwendet. Seine Bescheidenheit ist mit erlaubter Freude durchwebt, allein man sieht es dieser Freude an, daß sie unmöglich in Eigendünkel und Hochmuth ausarten kann, da sie mit dem aufrichtigsten Selbstzweifel, mit der lautsprechendsten Lust nur auf diese Art immer weiter zu steigen verschwistert ist. Wir wollen jezt zwar den heimlichen Ehrgeiz nicht ahnden, der so oft unter dieser Hülle stekt, es muß uns genug seyn, ihn von grober Eitelkeit gereinigt und verfeinert zu wissen. Gewiß, meine Freundinnen, jene Menschen die recht offenherzig von ihren eignen Fehlern und Vorzügen sprechen, ohne sich niederträchtig wegzuwerffen, oder durch schleichende Häuchelei verdächtig zu machen, sind wahrhaft bescheiden. Wer nicht jedem Lob traut, das oft aus dem seichtesten Kopfe kömmt, sich aber auch nicht durch jeden ungründlichen Tadel niederschlagen läßt, der ist klug und bescheiden. Wer den Tadel nur von jenen wünscht, die ihn begreiffen, und ihn ins Gewand der Humanität hüllen, sich aber durch die tausend Widersprüche der Tadler nicht verwirren läßt, der ist klug und bescheiden. Ungefähr so äussert sich die wahre Bescheidenheit bei dem Verdienstvollen, oder die falsche Bescheidenheit bei dem Häuchler.

* * *

So gewiß der Menschenkenner übrigens die wahre Bescheidenheit unter der Larve der Häuchelei vermißt, eben so gewiß vermißt er sie auch unter dem bunten Schilde so mancher Ziererei. Es giebt aber der Fälle so viele, wo die heimliche Eitelkeit oder ein falscher Begriff von Bescheidenheit auf diese Art grimmassirt, daß ich sie unmöglich alle anführen kann. Ich berühre nur wenige, sie sind als Winke zur Warnung hinreichend, die übrigen mögen meine denkenden Leserinnen bei sich und andern Menschen selbst aufsuchen. Wahrhaft bescheiden sind zum Beispiel jene Menschen nun einmal gewiß nicht, die so unnatürlich, so geziert, gegen verdienten Dank hoch protestieren, aber den Dankenden dann wieder auf einer andern Seite zu Komplimenten zwingen. Die wahre Bescheidenheit bezeigt sich in solchen Fällen, wo sie dem Dank nicht früher ausweichen konnte, edler, sie unterbricht schnell das Dankgespräch, und sezt, um ihn auszuweichen, ein ganz anderes an seine Stelle. Auch jene Frauenzimmer sind nicht wahrhaft bescheiden, die alle ihre Handlungen, wo sich ihre Bescheidenheit zeigen soll, blos nach Grillen, Menschenfurcht und Vorurtheil, mit dem Zirkel der unerträglichsten Ziererei abmessen; die bei jedem unschuldigen Schritte zittern, es oft nicht wagen ein

neues Kleidungsstükchen anzuziehen, wenn es nicht zuvor von der ganzen Fraubasenverwandtschaft gebilliget wurde. Diese Art falscher und gezierter Bescheidenheit ist zwar eine etwas seltnere Erscheinung; aber doch findet sie hier und da noch ihre Anhängerinnen. Wie schwachgeistig! — Als ob zwischen dieser altweibischen Ziererei und der verderblichen Modesucht, zwischen dieser kleinlichen, unwürdigen Menschenfurcht, und einem unbändigen, unbescheidnen Freiheitsgenuß nicht noch ein mächtig grosser Mittelweg übrig wäre! — Eben so sehr von falscher und gezierter Bescheidenheit irre geführt, halten es manche Frauenzimmer für recht bescheiden, wenn sie in Gesellschaften den Kopf hängen, die Stumme spielen, alle ihre Worte so langsam und pflegmatisch daher ziehen, daß man es neben ihnen kaum aushalten kann! — Was soll diese entstellende Grimmasse? Warum eine mit Anstand verknüpfte Freimüthigkeit, warum jene uns so ganz eigne naife Lebhaftigkeit verläugnen, die uns so liebenswürdig machen kann? — Wir sind zwar nicht dazu bestimmt, um überall vorlaut den Ton anzugeben, aber wir sind doch auch nicht dazu bestimmt, unsere schönsten Reizze im gesellschaftlichen Leben durch diese pagodenmässigen Grimmassen zu entstellen, oder so vieler gu-

ten Menschen von Geschmak und Gefühl lästig und lächerlich zu werden. Noch eine weit schiefere Bescheidenheit, die an wirkliche Niederträchtigkeit gränzt, ist es, andern solche übertriebene Komplimente zu machen, daß sie darüber erröthen müssen, oder ihnen höhere Titel zu geben, als ihnen gehören, oder sie so lange und so kriechend in einem Athem fort um etwas zu bitten, daß ihre Verlegenheit aufs höchste steigt. O Weiber, Weiber, bleibt nur überall der Natur treu, und laßt Euch durch Konvenzionen nicht so unnöthig verschrauben! —

* * *

Noch bleibt uns zu untersuchen übrig bei wem, und wie sich die eigentliche Unbescheidenheit am meisten äussert, unter deren Hülle so oft der lächerlichste Hochmuth und die größte Unbesonnenheit stekt? — Junge Leute von beiderlei Geschlecht sind diesem Fehler sehr ausgesezt, und weichen ihm nur dann aus, wenn man ihnen frühe schon hinlängliches Mißtrauen in die eignen schwachen Kräfte einflößte. Aber viele aus ihrer Mitte giebt es noch, die so unglüklich waren, durch ein zu häufiges und unvorsichtiges Lob, ein ganz schiefes Ehrengefühl einzusaugen, wodurch sie auf den Weg der Unbescheidenheit geleitet wurden. Wo das Ehrengefühl einmal diese schiefe Wendung nahm, da werden jun-

ge Leute leicht unbescheiden, und lassen sich gerne von jener widrigen Empfindlichkeit bemeistern, die sie an der höhern Vervollkommnung hindert, und ihnen Verachtung und Feinde zuzieht. Wer sollte auch Jünglinge und Mädchen aus dieser Klasse, die sich in allem mehr zutrauen, als sie leisten können; blind und gehörlos gegen gute Lehren sind, übermüthig auf andere herabblikken, alles besser wissen wollen, als erfahrnere Menschen, überall mit Frechheit widersprechen, zuversichtlich die eignen Fehler wohl gar verläugnen, oder sie höchstens nur obenhin ohne die geringste wahre Treue eingestehen, kurz eine ungeheure grosse Meinung von ihrem lieben Ich unterhalten, wer sollte sie auch nicht bedauren, wenn er sich anders noch der Verachtung enthalten kann? — Ach Gott, wer da weiß, was dem schwachen Menschen, wenn er für seine moralische Verbesserung auch noch so thätig lebte, am Raude des Grabes noch zu thun übrig geblieben wäre, der klopft aufrichtig an die Brust, und bittet den Allmächtigen, wenigstens mit dem guten Willen vorlieb zu nehmen! — Wer da weiß, wie viel dazu gehört, um mit sich selbst wahrhaft zufrieden seyn zu können, und den Beifall der Edeln mit Recht zu verdienen, der wird mitten im Lobe doch immer an sich selbst zweifeln, ob ihm schon

vielleicht eine innere Stimme zuruft: „Du hast so viel in deinen Kräften stand, das Deinige gethan! — Wer durch fleissiges Nachdenken weiß, wie viel Erfahrung, Thränen, Prüfungen, Selbstverläugnungen, Unterdrükkungen, Opfer, Fleiß, Genügsamkeit, Gefälligkeit, feines Gefühl, feste Entschlossenheit, und Anstrengung dazu gehört, um nur bis zur halben moralischen Reife zu gelangen, der schlägt bescheiden die Augen nieder, und zagt unaufhörlich ob der eignen Schwäche! — Wer überhaupt aus Erfahrung weiß, wie leicht der schwache Mensch sich alle Augenblik vergißt, wie geschwind er von dem Wege der reinsten Tugend abspringen kann, wie schnell er üble Gewohnheiten einwurzeln läßt, und sie gar bald nicht einmal mehr an sich selbst bemerkt, wie plözlich sich bei dem besten Willen seine Gefühle verstimmen, sein Herz verschlimmern kann, wie wenig Werth die Talente haben, wenn ihnen Bescheidenheit fehlt, wie ausgedehnt die Schlingen der Selbsttäuschungen, die Einwirkungen der Leidenschaften sind, der zittert vor dem Rükblik, und sucht an der Hand eines treuen Freundes schüchtern und bescheiden weiter zu kommen. — Doch ich gleitete durch diese nöthigen Zwischenerinnerungen von dem Wege ab, den ich mir vorzeichnete! —

* * *

Wo und wie sich die eigentliche Unbescheidenheit äussert, wollte ich näher untersuchen. Mein spähender Blik mag also auf dem häuslichen Leben ruhen, und dort sich meistens nur um die weibliche Unbescheidenheit herumdrehen. Selbst die liebende Gattinn, und das sonst so reizende Mädchen straucheln oft, ohne es recht zu wissen, an diesen gefährlichen Gränzen, und verzeihen sich aus Mangel an Aufmerksamkeit in Rüksicht auf Bescheidenheit viel, das sie sich nicht verzeihen sollten! — Höchst unbescheiden ist es, z. B., wenn das Weib in ihrem Gatten nicht den sichersten Führer anerkennen will, so bald sie überzeugt ist, daß er sie an Verstandesreife überwiegt. Wenn sie ihm bei den sanftesten treflichsten Lehren hochmüthig widerspricht, auf ihre Reize, auf ihr Vermögen, oder auf ihre Talente pocht, seinen wohlgemeinten Ermahnungen spizfindige Beschönigung, Eigensinn, Uebermuth, und gänzlichen Mangel an Nachgiebigkeit entgegensezt. Wenn sie ihn in eitler Wahne mit ihrem wenigen Wissen wohl gar übersteigen will, sich weiß was für grosse Verdienste einbildet, durch Weihrauch betäubt, ihn vor den Leuten zu tadeln wagt, ihm auf die liebevollsten Fragen lauter trozige Antworten giebt, es aus eingenistetem Hochmuth gar nicht überzeugend fühlt, daß sie als

Weib

Weib dem Manne in manchen Dingen nachste-
hen muß. — Nicht minder unbescheiden ist es, wenn
junge Mädchen ältern Menschen in allem so zuver-
sichtlich widersprechen, immer das lezte Wort ha-
ben müssen, da wo sie doch blos sanft fühlend
zuhören sollten. Wenn sie unreif an Erfahrung
über so vieles hochweise Bemerkungen machen, sich
in fremde Haushaltungen mengen, jede fremde Ar-
beit tadeln, unberufne Vorschriften ertheilen, mit
Naserümpfen beissende Vergleichungen anstellen, im
Sprechen und Handeln durchaus dem Einlispelun-
gen des Neides und der karakterlosesten Ungezo-
genheit folgen, um das feine Gefühl Anderer zu
empören. Wenn sie schadenfroh Dinge erzählen,
durch die andere beschämt und gekränkt werden.
Wenn sie andere unüberlegt kurzweg verdammen,
oder sie durch vorwizzige Fragen in Verlegenheit
sezzen; wenn sie in Gesellschaften so anhaltend fort-
schwazzen, daß kein anderer Mensch mehr zur Re-
de kommen kann, oder ihren Wiz an jemand ver-
suchen, der ihnen keine Gelegenheit dazu gab, und
älter ist als sie. Unbescheiden ist es, wenn sie über
Sachen aburtheln, die ausser der Sphäre ihrer
Kenntnisse liegen, oder dritte Personen roh weg
einer Unwahrheit beschuldigen, und sie wohl gar
schweigen heissen; wenn sie die Fragen vorgesezter

oder älterer Personen, oft gar nicht, oder nur schnippisch beantworten; wenn sie auf den Zuruf anderer blos mit dem groben Ze! antworten, oder nicht gefällig eilen, und den Rufenden mit dem ungezogenen Hernach abspeisen; wenn sie in Gesellschaften, wo es nicht eingeführt wurde, eine fremde Sprache sprechen, sich in die Ohren flüstern, frech ins Gesicht blikken, oder gar ins Gesicht lachen. Unbescheiden ist es, wenn sie zugeben, daß ältere Frauenzimmer von den Männern um ihrentwillen vernachlässiget werden, daß man empfindliche Vergleichungen anstellt, ihre Jugendreize erhebt, und das Alter lächerlich macht, da wo sie dem männlichen Lobe mit Gewalt ausweichen könnten. Wenn sie im häuslichen Leben bei allem was sie thun ein so lautes Geräusch machen, oder so gellend schreien, daß andere dadurch belästigt werden. Unbescheiden ist es, wenn sie ohne wichtige Ursache Briefe lange unbeantwortet liegen lassen; wenn sie sich mehr auf ihre Geburt, oder auf ihr Vermögen, oder auf ihre glatte Haut einbilden, als auf den innern Werth; wenn sie zwischen sich und andern hochmüthige Vergleichungen anstellen, jedermann zwingen wollen, sie um ihrer zufälligen Geburt willen zu schäzzen, — oder wenn sie gar ein unglükliches Verhängnis zum Dienen zwang,

Forderungen machen, die sie durch personelle Tugenden nicht verdienen; wenn sie überhaupt in den tausend Fällen, die im menschlichen Leben vorkommen, keine aufrichtige Demuth, keine liebenswürdige Sanftmuth, keine edle Selbstverläugnung, keine sanfte Delikatesse, keine billige Schonung für Andere, keine strenge Sittsamkeit, keine feine Lebensart, und kein gereinigtes Gefühl verrathen. Dann darf man sie mit Recht der Unbescheidenheit beschuldigen, und . . . bedauren! —

Marianne Ehrmann.

Szenen

aus einem noch ungedrukten Werke betitelt: Gemälde aus Griechenland und Rom *).

Ithome. **) Haus des Aristodem.

Naidion, des Aristodems Tochter. Polynices, ein junger Messenier.

*) Der erste Theil dieses Buches von einem Schriftsteller, dessen Geistesprodukte sehr beliebt sind, erscheint auf Ostern 1795. bei Weiß und Brede zu Offenbach in einem schönen Gewande.

**) Die Burg von Messene in Griechenland.

Naidion. Du, Polynices, du wirklich hier?

Polynices. Ich bins — und Dank den Göttern, daß auch du es noch bist.

Naidion. (betroffen) Hattest du mich todt geglaubt?

Polynices. Ein Gerücht kam ins Lager: das Orakel habe befohlen, die Messenier sollten eine Jungfrau vom königlichen Stamme zum Opfer bringen, und sie würden siegen über Sparta. Wie mich diese Nachricht niederwarf! „Meine Naidion ist vom königlichen Hause, auf sie könnte vielleicht das schröckliche Loos fallen„ — Dieser Gedanke trieb mich wie eine Furie hieher; ich komme — und finde dich gerettet!

Naidion. Des Lyciscus Tochter hatte das Todesloos gezogen —

Polynices Das arme Mädchen!

Naidion. Schon war alles zum blutigen Opfer vorbereitet, athemloos lag die Unglückliche in den Armen ihrer Gespielinnen, schon loderte die Flamme hoch auf dem Altar — da stund ein Priester auf, und sagte aus: Nausikaa sey nicht des Lyciscus Tochter, sondern das Kind einer Sklavin, womit die unfruchtbare Mutter ihren Gatten getäuscht habe.

Polynices. Dieser Lyciscus liebt sein Kind mehr als sein Vaterland, und doch darf ich ihn darum

nicht tadeln, denn auch ich würde nicht stark genug seyn, ein solches Opfer zu geben, und die Götter — können es nicht verlangen. Wenn Götter einen Rath geben, so kann es kein Rath zu Greuelthaten seyn; oder die Natur müßte ihre Worte falsch auslegen in unsere Herzen.

Naidion. So sagt mir auch eine innre Stimme.

Polynices. (Sie zärtlich umfassend) Ich lese noch Unruhe in deinem Blikke?

Naidion. Noch hab' ich mich nicht ganz von dem Schrekken erholt. —

Polinices. Man könnte wohl gar zu einer zweiten Wahl schreiten?

Naidion. Das wird man, sobald der Priester seine Aussage durch Zeugen wird bestätigt haben.

Polynices. Schröklich! — Wie es komme — Du wirst nicht sterben, eher mag Ithome untergehen.

Naidion. (zusammenschauernd) So sterben ist freilich entsezlich. Sich würgen zu lassen wie ein Opferlamm — hu!

Polynices. Du wirst nicht so sterben, sag' ich. Die Götter wachen über die Unschuld, und in meinem Arm ist noch Kraft.

Naidion. Ja, wenn ein solches Opfer Tausende und wieder Tausende retten könnte vor Schmach und Verzweiflung — es wäre groß und ruhmvoll.

Polynices. (ängstlich) Was sagst du?

Naidion. Wie manches Mädchen strekt umsonst die Arme aus nach seinem Geliebten, dessen Leichnam unbegraben liegt auf fremdem Boden! Wie manches Weib harrt am einsamen Heerde auf die Rükkehr seines Gatten — und er ist schon bei den Todten! Wie manche Mutter sieht ihren Säugling an der welken Brust verschmachten, die keine Nahrung mehr giebt! Wie mancher Greis steht auf den Trümmern seiner abgebrannten Wohnung und sammelt die Gebeine seiner gemordeten Lieben! Und all diesen Jammer zu endigen — wer wollte nicht etwas grosses wagen? — und doch — ich sehe dich — und habe keinen Muth zu sterben.

Polynices. Kein Blut ist den Göttern angenehm. Wir müssen unser Vaterland retten durch unsern Arm, nicht durch unsre Opfer.

Naidion. (seine Hand ergreifend) Weg jezt mit allen düstern Gedanken! ich habe dich ja wieder, und will wenigstens diese Augenblikke noch glüklich seyn.

Polynices. Morgen muß ich wieder ins Lager zurük.

Naidion. Morgen schon?

Polynices. Meine Hoffnung wird neu belebt

durch deinen Anblik — ich fühlte Kraft in mir, einem ganzen Heere zu wiederstehen. Bald, bald wird Ithome frei seyn, und wir glüklich.

Naidion. Die Götter geben es!

(Aristodem kommt finster und in sich gekehrt.)

Polynices. Sei mir gegrüßt, Aristodem!

Aristodem. (etwas betroffen) Du hier, Polynices?

Polynices. Ich kam, um meine Verlobte zu sehen, und dann mit neuem Muthe ins Feld zurük zu kehren.

Aristodem. Wißt ihr, daß Licicus mit seiner Tochter nach Sparta entflohn ist?

Naidion. Sein Vorgeben war also doch ein Betrug, den der Priester spielte.

Polynices. Er ist Vater — wir wollen ihn nicht verdammen.

Aristodem. Denkst auch du so niedrig? Das Vaterland muß uns über alles gehen. Besser ein Opfer als Tausende.

Polynices. Und bist du denn so gewiß, daß ein solches Opfer den Beistand der Götter auf unsere Seite ziehen werde?

Aristodem. Ihr Ausspruch verheißt es.

Polinices. Haben sie zu dir geredet?

Aristodem. Nicht zu mir, aber zu unserm Abgesandten.

Polynices. Die Götter können nicht zweizüngig seyn; ihr Ausspruch kann nicht zur Lüge machen, was sie in das Herz des Menschen schreiben. Wenn Blut sie versöhnte, so würden sie das Blut des Bösewichts, nicht der Unschuld verlangen.

Aristodem. (Mit verbissenem Aerger) Wann wirst du ins Lager zurükkehren?

Polynices. Morgen.

Aristodem. Hast du deine Mutter schon gesehn?

Polynices. Fast schäm ich mich, nein zu sagen. Ich eile zu ihr — du erlaubst mir doch, wieder zu kommen?

Aristodem. (kalt) Mein Haus steht dir immer offen.

(Polynices geht ab.)

Naidion. (furchtsam) Warum so ernst, mein Vater?

Aristodem. Eine schwere Sorge drükt mich. (sie unstät anblikkend) du, meine Tochter, könntest sie mir zur Hälfte abnehmen.

Naidion. Zur Hälfte nur? Wälze sie ganz auf meine Schulter.

Aristodem. Kann ich auf dich zählen?

Naidion. (unruhig) Du kannst.

Aristodem. Gelobe mir mit einem Eide, in mein Begehren zu willigen.

Naidion. (bebend) Ich — schwöre.

Aristodem. Bei den Göttern des Himmels und der Unterwelt!

Naidion. (mit schwankender Stimme) bei den Göttern des Himmels und der Unterwelt.

Aristodem. (ihre Hand ergreifend) Stirb für dein Vaterland!

Naidion. (zusammensinkend) Ach! (grosse Pause.)

Aristodem. Du kannst Messenien retten, deines Volkes Heil ist in deiner Hand.

Naidion. Ich bin nur ein schwaches Weib!

Aristodem. Was ist ein langes Leben gegen einen ehrenvollen Tod? Man wird deinen und deines Vaters Namen in künftigen Jahrhunderten nennen.

Naidion. Ich bin dein einziges Kind.

Aristodem. Dieser Entschluß kostet mich viel, aber ich liebe mein Vaterland.

Naidion. Wenn meine Mutter noch lebte!

Aristodem. Sie würde sich freuen, dich zu einer That geboren zu haben, welche die Unsterblichen mit Wohlgefallen und die Menschen mit Bewunderung ansehn müssen.

Naidion. (zu seinen Füssen) Fordre alles von mir, mein Vater, nur diesen schaudervollen Tod in der Blüthe meiner Jugend lege mir nicht auf.

Aristodem. Weg mit weibischen Klagen — Du bist dein Leben dem Vaterlande schuldig.

Naidion. Wär' ich ein Mann, ich würde nicht zaudern ins Vordertreffen zu eilen und meine Brust dem Pfeilregen darzubiethen — aber dem kalten Tod unter dem Opferstahle vermag ich nicht entgegen zu gehn.

Aristodem. Genug, du hast geschworen, mein Verlangen zu erfüllen; ich gehe jezt, es den Priestern bekannt zu machen.

Naidion. Nur einen Augenblik harr noch! Gieb mir Zeit bis morgen.

Aristodem. Geh' auf den Markt, sieh' ihn angefüllt mit Greisen und Kindern, die ihre welken Hände zum Himmel emporheben, mit Weibern und Mädchen, die unter Wehgeheul dem Augenblik entgegen leben, wo sie von unsern Feinden geschändet und in die Sklaverei abgeführt werden, wenn der Götterausspruch nicht befolgt wird. Denke dir nur den Anblik, wenn ich unter sie trete und sage: Weint nicht mehr, Ithome ist gerettet durch meine Tochter.

(Er eilt fort.)

Naidion. (lange stumm an der Erde liegend.) Ich bin verloren! — Polynices, wär'st du nicht gekommen zu dieser schreklichen Stunde! — —

Und doch — er könnte fallen im Schlachtfelde, mein todt kann auch sein Leben retten! Sei mir gesegnet, schöner Gedanke, schwebe mir vor, damit die Schreknisse des Todes mir weniger furchtbar werden!

(Einige Stunden nachher.)

Polynices. Aristodem.

Aristodem. Willst du zu meiner Tochter?

Polynices. Ja.

Aristodem. (verlegen) Sie befindet sich nicht wohl — du kannst ja morgen von ihr Abschied nehmen.

Polynices. (mit forschendem Blikke) Ich lese Unruhe in deinem Gesichte — du warst bei dem Oberpriester.

Aristodem. (mit steigender Verlegenheit) Ja. Ich hatte ein Geschäft mit ihm abzuthun.

Polynices. Umsonst suchst du zu verbergen, was dein Gewissen mir verräth. Naidion soll an die Stelle der Tochter des Lyciscus treten!

Aristodem. Und wenn dem so wäre?

Polynices. Ha, so ist alle Menschlichkeit von der Erde gewichen! Wölfe füttern ihre Jungen, der Leu wagt für die seinigen sein Leben — dieser heißt Mensch, und mordet sein eigenes, einziges Kind.

Aristodem. Liebst du dein Vaterland so wenig?

Polynices. Vom Vaterlande sprichst du? Wenn du Muth hättest, so würdest du längst das Schwert für dasselbe ergriffen haben. Aber daheim sitzest du ruhig, und weil du nach Ruhm geizest, so giebst du das Blut deines wehrlosen Kindes hin, um das Deinige zu sparen.

Aristodem. Ich gab ihr das Leben.

Polynices. Um es ihr unter Verzweiflung zu rauben?

Aristodem. Ich mag dein Geschwätz nicht länger anhören. Geh' und thue deine Pflicht, wie ich die meinige.

Polynices. Das Mädchen ist meine Verlobte — du hast kein Recht mehr auf sie.

Aristodem. Die Götter verlangen sie — mit ihnen streite.

Polynices. O des blutdürstigen Wahnes, der seine Grausamkeit mit dem Willen der Götter beschönigt!

Aristodem. Glaube mir, es kommt mich hart an —

Polynices. O wenn sich etwas in deinem Herzen regt, warum hörst du nicht darauf? Dies ist die wahre Stimme der Götter.

Aristodem. Ich ehre den Ausspruch des Orakels, ohne zu grübeln.

Polynices. Es fordert eine Jungfrau aus dem Geschlechte der Herakliden — dies ist das Mädchen nicht.

Aristodem. Du wirst mir noch streitig machen, daß sie meine Tochter sey!

Polynices. Bei allen Göttern, das ist sie nicht! Wär'st du ihr Vater, dein Mund würde es nicht vermocht haben, das Wort des Todes über sie auszusprechen; dein Blut würde zu Eis geronnen seyn, dein Auge sich in Nacht gehüllt haben bei dem blossen Gedanken an eine solche That.

Aristodem. Lange genug hab' ich dein unsinniges Geschwäz ertragen; hätt' ich nicht Mitleid mit deiner Leidenschaft — du solltest deine Schmähreden büssen.

Polynices. Ich verliere kein Wort mehr an dein Herz, du hast keines — aber hört meinen Eid, ihr Unsterblichen! Wenn Naidion stirbt, so soll Ithome ihr zum Todtenfeuer brennen, und unter die Trümmer will ich einen Stein mit der Aufschrift errichten — „Ruhe nicht hier, Wandrer, die Stäte ist verflucht! denn hier würgte ein Vater sein einziges, schuldloses Kind!„

Aristodem. Geh', geh Rasender!

Polynices. Ich gehe — aber zittre, daß ich wiederkehre!

(Er geht schnell ab.)

Aristodem. Welch ein Grauen wandelt mich an! Sie ist Blut von meinem Blute — doch, es ist ja der Wille der Götter! Mein Name wird verherrlicht werden durch diese That, und stralen durch ferne Jahrhunderte.

„Loth's Weib sah zurük, und ward „zur Salzsäule.„

Eine schrökliche Begebenheit! — Sie sah zurük, und ward zur Salzsäule. Loth selbst entkam glüklich, seine zwei Töchter retteten sich mit ihm, vermuthlich auch der gröste Theil seines Gesindes, wiewohl Moses der Knechte und Mägde nicht ausdrüklich erwähnt, alle retteten sich, nur die unglükliche Mutter kam um; und wie? sie ward zur Salzsäule. Und warum? Sie sah zurük. — Unbegreiflich! War Loth nicht zärtlich genug, seine Gattinn zu retten, oder heldenmüthig genug, lieber mit ihr zu sterben, als ohne sie zu leben? — Aber freilich waren die Flitterwochen und selbst die Flitterjahre schon lange vorüber. Loth verließ zu Sodom mehrere Tochtermänner und zwei erwachsene Töchter flohen mit ihm. Unterdrükten aber

auch diese alles schuldige Gefühl gegen ihre Mutter? Oder wirkte Angst und Bestürzung so heftig auf sie, daß sie Alles vergassen, und nur mit ihrer Selbsterhaltung beschäftiget waren? War sonst Niemand, der sie rettete? — Zurüksehen und dafür zur Salzsäule werden — war das nicht hart? —

Sie könnten, meine theuersten Freundinnen! mir ausser diesen Fragen noch mehrere machen; aber erlauben Sie mir, indessen bei diesen stehen zu bleiben, und zu versuchen, ob sie sich gleich nach Nothdurft und zwekmäßig beantworten lassen.

Vor allen Dingen würde mir's, ich bekenn' es, sehr lieb seyn, wenn ich im Stand wäre, Ihnen nähere Nachricht von der Hauptperson unsers Textes zu geben. Dies würde vieles aufklären. Aber Moses schweigt gänzlich von ihr. Nie wird sie in der Bibel nur einmal mit Namen genannt, noch weniger finden wir irgendwo einige Züge ihres Karakters oder einige ihrer Lebensumstände.

Da Sie sich aber, aus einer Ihnen eignen Gütigkeit, so sehr oft statt der wirklichen Wahrheit auch nur mit einer kleinen Möglichkeit befriedigen lassen, so hab' ich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß die Rabbinnen uns versichern, Loth's Frau habe Adith geheissen. Dürfte ich noch eine eigne Vermuthung hinzusezzen, so ists diese, daß sie viel-

leicht dem guten Loth das Leben ein Bischen sauer gemacht haben mag. Abraham und Loth zogen mit einander; beide hatten grosse Viehheerden. Abraham war aber doch bei weitem der reichste. Abraham giebt dem ehrlichen Loth zu verstehen, es sei immer Zank zwischen ihnen, und zwischen ihren beiderseitigen Hirten. Die beiden Brüder selbst liebten einander so sehr, den Knechten konnte man den Zank so leicht auf immer verbieten; sollte also nicht Loth's Weib vielleicht heimlich Zank und Uneinigkeit gestiftet haben? Fühlte sie vielleicht ein bischen Neid, daß Abrahams Kühe fetter, ihre Euter strozzender, seine Schaafe zahlreicher waren? — Es ist, wie gesagt, blosse Vermuthung, welche die Denkungsart der damaligen Zeit rechtfertigt; wenn Sie, meine Theuersten! sie nicht wahrscheinlich finden, so kommt dies blos daher, daß heut zu Tag diese Gesinnungen unter Ihrem Geschlechte so selten sind. Noch muß ich einen Umstand zur Karakteristik von Loth's Weibe bemerken. Da beide Brüder des lieben Hausfriedens halber sich trennen sollten, und Abraham seinem Bruder die Wahl überließ, so wählte Loth eine Stadt, und zwar das üppige Sodom zu seinem Aufenthalt. Beinahe gerath' ich wieder auf den Argwohn, der gute Mann habe nach der Vor-

schrift

schrift seiner lieben Hälfte wählen müssen. Ihm that wenigstens das Auswandern aus dieser Stadt nicht so wehe, aber seine Frau gieng sehr ungern, sie sah zurük und ward darüber zur Salzsäule!

Ob diese gute Adith auf einmal in eine völlige Salzsäule verwandelt worden sey; oder ob man ihr zum Andenken eine Salzsäule oder etwas ähnliches errichtet habe, nachdem sie vielleicht im Salzmeere, welches beim Untergang Sodoms und Gomorra's in der dortigen Gegend entstand, ertrunken war — darüber haben die Gelehrten sich noch nicht vereinigen können, und ich zweifle, ob Sie, meine theuersten Zuhörerinnen! sich darüber vereinigen könnten. Genug, Loths Weib kam um, kam vor der Zeit und elendiglich ums Leben; und warum? — weil sie zurüksah; und dies ist der grosse Punkt, auf welchen ich hauptsächlich Ihre Aufmerksamkeit und Ihr Nachdenken lenken möchte.

Loths Weib sah entweder blos zurük, oder sie kehrte gar nach Sodom um. In jedem Falle war sie höchst unglüklich.

Wer mag sich alle die Einwendungen denken, welche Loths Weib wider den Rath der drei fremden Männer gemacht haben wird! Ihren Unwillen über die Fremden und ihren Zorn über den guten

leichtgläubigen, lenksamen Mann! Ihr hübsches Haus, ihre helle Küche, ihr schönes Geflügel, ihren vollen Stall, ihre Scheune, den bequemen Brunnen im Hof, den herrlichen Küchengarten beim Haus, ihre Gevatterinnen und Schwägerinnen und Basen und Nachbarinnen und andere gute Bekanntinnen, ihre Tochtermänner und Töchter und Enkel .... Alles, alles plözlich mit dem Rükken ansehen, aus der herrlichen Stadt (die sie vermuthlich selbst zum Aufenthalt gewählt hatte, wie wir schon oben vermutheten) eilends, eilends auswandern, ohne die gestrigen Tagsneuigkeiten ins Reine gebracht, ohne die vorgehabte Visite gegeben, ohne vorher förmlich Abschied genommen zu haben — so plözlich abbrechen, und davonlaufen, wie Leute, die kein gutes Gewissen haben; die Fabel der Stadt werden, und wie Bettler in nahgelegene Städtchen hineinschleichen — das war doch gar zu hart! O was mag der arme Loth des Nachts vor der Auswanderung hinterm Vorhange gehört und gelitten haben! Wie mag sich noch beim Frühstük die Frau gesperrt — wie wird sie Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Mißhandlung angerufen! wie mag sie die Absichten der fremden Männer verdächtig gemacht haben! Und ihre Töchter — und ihre Mägde — wahrlich, ich hät-

te an diesem Tage weder ihre Tochter, noch ihre Magd, noch ihr Hund, noch ihr Kaffeetopf (wenn sie einen hatte) noch sonst etwas, was ihr nahe war, seyn mögen! — Daß wenigstens der Entschluß des gebeugten Kreuzbruders Loth sehr wankte, sehen wir unter andern daraus, daß die Fremden den unentschlossenen, auch durch die Spöttereien seine Tochtermänner irre gemachten, Loth eilen hiessen, und da er noch zauderte, ihn nebst seinem Weibe und seinen Töchtern mit Gewalt fort führten. Ich stelle mir vor, daß anfänglich rasender Aerger unterwegs ihr die Zunge band; auch mag der feste Blik, die ernste hohe Mine und die unerschütterliche Entschlossenheit der fremden Männer Loths Frau ein bischen in Verlegenheit gesezt haben. Aber was kam ihrer Beredsamkeit gleich, sobald die Männer sie verlassen, und den zitternden Loth der Diskrezion seiner lieben sanftmüthigen Hausfrau übergeben hatten! Loth that, was auch der kolerischste Mann unter seinen Umständen gethan hätte, und — etwa täglich noch thut — — er schwieg. Nachdem sie ihn im heissen Oel ihres Zorns nach Herzenslust gesotten hatte, fieng sie an langsamer ihrem Manne zu folgen, und mehr Galle über die fremden Männer auszuschütten. „Einmal, sagte sie unter anderm, mir wirds

immer wahrscheinlicher, daß die Fremden ihren grausamen Scherz mit uns haben, und unsrer Leichtgläubigkeit spotten; wer weiß, ob sie nicht sich in unser Vermögen theilen, und damit davon eilen; warum sollten sie uns sonst so ernsthaft verboten haben, auch nur einmal ein bischen zu verweilen, auch nur zurükzusehen? — zurükzusehen? Wie? Wer kann mir dies, auch sogar dies verbieten? „ — — Und nun sah sie zurük — das Maaß ihrer weiblichen Sünden lief über — sie ward zur Salzsäule, und Loth, der nicht zurüksah, weils ihm verboten war, doch aber über das plözliche Verstummen seiner wortreichen Hälfte seine verwunderungsvollen Gedanken für sich haben mochte, eilte seinen Weg fort, und wagte nicht laut zu athmen, aus Furcht, die Beredsamkeit seiner regierenden Begleiterinn rege zu machen. Aber da er nun unterm Thore zu Zoar stand, und zum erstenmal wieder schüchtern nach seiner Adith sich umsah, sich unverhofft frei — sich als Wittwer empfand. — O meine theuerste Freundinnen! — Erlauben Sie mir .. . Athem .... zu .... zu .... schöpfen .... das Mitgefühl .... seiner .... unaussprechlichen .... Wonne .... ach! .... es erstikt mich! — —

Ich muß zu Adith zurükkehren, um mich wie-

der zu sammeln. Versündigen Sie sich doch nicht, theuerste Freundinnen durch unzeitiges Mitleid mit Loths Weibe. Es ist wahr, die Strafe war schröklich; aber wie? Wenn nun einmal ihr Stündchen gekommen war? Ob sie im Schrekken aufm weichen Sofa, oder an einer Gallen-Krankheit in einer schönen Tombeau-Bettlade verschied — ob sie unterwegs am Schlagflusse starb — ob sie in eine Salz- oder in eine Zukkersäule verwandelt wurde? War dies nicht gleichgültig? Kurz, sie starb. — „Nicht so ganz gleichgültig!„ werden Sie vielleicht einwenden: „Es ist immer ein Unterschied, so ganz ohne Umstände dahin fahren, und „.... Ich verstehe Sie gütige Freundinnen! Adith fuhr im äussersten Negliſche (physisch und moralisch betrachtet) dahin. Es muß schmerzlich seyn, nicht vorher die weißgewaschene Dormause zeigen — den Anzug im Sarge mit grünen Bändern, die Farbe des Sargs, die Zahl der Wachslichter im Hause, die Reihen der Fakelträger, die Trauer der Knechte und Mägde, die Einrichtung des Leichenschmauses, alles, was eine rechtschaffne Frau von Stande noch zu verordnen weiß, zum Zeichen ihres Geschmaks, zum seligen Angedenken an ihre christliche Gesinnungen, und zur erbauenden Unterhaltung ihrer Bekanntschaften, zu bestimmen —

Kurz, es ist schmerzlich, doppelt schmerzlich für eine solche Ehegattinn, nicht ihren lezten Willen zu haben! Und ich würde beinahe selbst Loths Weib deßhalben bedauern, daß ihr nicht zu guter Lezt noch diese Freude zu Theil ward; wenn ich nicht befürchtete, ihre Ehre mögte bei der Besorgung aller dieser wichtigen Dinge leicht haben leiden können. Sie können sich ohne Mühe vorstellen, meine Freundinnen, wie bald eine Frau von so lebhaftem Temperamente aus ihrer ganzen Fassung gebracht wird, wenn mitten unter solchen wichtigen Anordnungen der bekümmerte Mann aus Unachtsamkeit eine Tasse zerbricht, oder wenn ein ungeschikter Nachbar das Schooshündchen der kranken Frau tritt, oder wenn eine nasenweise Gevatterinn an dem so reiflich und wohl ausgedachten Plane ihrer Freundinn etwas zu verbessern findet, oder wenn das unverschämte Kammermädchen an den frommen Gesinnungen ihrer Gebieterinn zweifelt, oder wenn einer der umstehenden Knechte nicht nur roh genug ist, seine Thränen zurükzuhalten, sondern gar undankbar genug, einige boshafte Freude über diese Veränderung im Hause zu verrathen. — Nur einer dieser Umstände (und es giebt bekanntlich deren noch tausende) vermag auch die sanftmüthigste Seele, besonders bei der lezten

Verordnung, in Wallung zu bringen. Und bricht dann die gereizte Frau in einigen Unwillen aus, entschlüpfen ihr einige den Hauptumständen nicht ganz angepaßte Ausdrükke u. s. f. — — Man weiß, wie boshaft das Gerüchte, wie geschäftig der Neid ist, wie unerbittlich strenge die Urtheile der Nachbarinnen sind — die gute Adith würde Jahre lang in den Kaffevisiten zu Sodom verdammt, und ihr Angedenken in der ärgerlichen Chronik der Stadt zum ewigen Abscheu aufbewahrt worden seyn. Durch die schnelle Verwandlung war dieser, mehr als möglichen und schröklichen Gefahr vorgebeugt!

Ueberdies hat das so plözliche und schrekkenvolle Ende der Adith noch manche heilsame Folgen gehabt. Wenn ichs schon nicht wagen darf, Sie, meine Zuhörerinnen, überzeugen zu wollen, daß Loths Weib wegen ihres ewigen Keifens und ihres Plagegeistes schon seit vielen Jahren her eine recht empfindliche und exemplarische Strafe verdient habe; so rechne ich doch desto gewisser auf Ihren schäzbaren Beifall, wenn ich behaupte, Adiths Strafe habe noch bis auf den heutigen Tag vortreflich gewirkt. Wo hören wir seither von gebeugten Ehemännern, wie Loth war? Wo muß noch irgend ein zanksüchtiges, ungehorsames, trozziges, widersprechendes Weib in eine Salzsäule umgeformt

werden *)? Wie sehr sind wir glüklichen Ehmänner wieder eine Trennung, wie Loths war, zu unsern

*) Der heilige Augustinus hat (wie mich ein Freund versichert, welcher des heiligen Mannes Schriften gelesen hat, die ich für meine wenige Person meines Wissens nach nie gesehen habe, und vor menschlichen Augen zu urtheilen nie lesen werde) eine Meinung geäussert, welche ich in keiner andern Absicht, als die Neugierde irgend einer meiner lieben Freundinnen zu befriedigen, hieher sezze, wie ich sie empfangen habe. Daß die Adith gerade in eine Salzsäule verwandelt worden sey, davon soll die Ursache seyn, daß sie die Speisen, die sie auf Loths Befehl den Engeln zubereiten mußte, nicht gesalzen, und ihrem Manne, als er Salz forderte, dasselbe abgeschlagen habe — ferner, daß sie nicht freundlich gegen ihre Gäste war, denn Salz sei ein Sinnbild der Fröhlichkeit. — Mich freut diese Entdekkung ungemein, weil ich mirs jezt erklären kann, warum meine Frau mir so sehr oft die Gerste versalzt. Vermuthlich will das liebe Weib den Fehler ihrer Grostante Adith wieder gut machen; denn ich schwöre Ihnen, meine Theuersten! daß ich manchmal in wenigen Löffeln voll Gerste so viel Salz zu haben glaube, als wohl ehmals der gute Loth für sich und seine Frem-

Zeiten gesichert! Ist je eine Gefahr für uns vorhanden, so ists nur diese, daß wir besorgen müs-

de, um Abendbrod und Frühstük nicht verlangt hätte — so viel Salz, daß des Mannes Schaafheerde (die wohl nicht über etliche tausend Stükke stark seyn mochte) für einen Imbiß reichlich zu lekken gehabt hätte. Und dann — was die Freundlichkeit einer Hauswirthinn betrift, o da sollen Sie, ohne Ruhm zu melden, nur einmal zugegen seyn, wenn die gute Frau durch irgend einen Zufall eine Speise verbrannt oder — wie sie wohl selbst manchmal in einer Anwandlung von scherzhafter Laune sich ausdrükt — verpfnscht hat — ich sage, Sie sollen nur sehen und hören und kosten, wie das liebe Weibchen durch die freundlichste Mine von der Welt, und durch eine gleich reichliche Porzion mineralischen und attischen Salzes die Gäste und mich ohnehin schadlos zu halten weiß, wie sie uns zum Essen nöthigt, wie wir ihr über Vermögen gehorsamen — o ich wünschte, daß Sie alle, meine Freundinnen! alle mit uns speisten! — Noch eins! Sollte nicht vielleicht seit dem Unglük, das der guten Adith widerfuhr, eine mehr als gewöhnliche Dosis von Salz in den Speisen, als Zeichen der Freundlichkeit, des Wohlwollens, der Liebe angesehen werden? Sollte sich nicht daraus erklären lassen, warum man gewöhnlich von ei-

sen, unsre gute, sanftmüthige, lenksame, liebe, süsse Geschöpfe in die raffinirtesten Zukkerhüte verwandelt zu sehen; denn warum anders lekken unsere süssesten Herrchen unsern Weibchen so wonniglich die Hände? O, ich bin überzeugt, daß der gutherzige Loth — — hätt' er je die glüklichen Folgen von der Verwandlung seiner geliebten Adith bis auf die späteste Nachwelt übersehen, hätt' er Zeuge des auf die zunächst folgende Generazion verbreiteten Schrekens, Zeuge der in der folgenden Zeit dadurch bewirkten totalen Sinnesänderung, Zeuge der unserm Frauenzimmer zur andern Natur gewordenen Liebenswürdigkeit, Zeuge der auch bei Eheweibern nie zu alterirenden Sanftmuth, Gefälligkeit und Herzensgüte seyn können — ich bin überzeugt, sag' ich, daß der gutherzige Loth (wär ihm auch, ganz wider Vermuthen, die Trennung von Adith sehr schmerzlich gewesen) doch diesen ausgebreiteten und bleibenden glüklichen Folgen, aus ächtem Patriotismus, seine Hausfrau

nem Frauenzimmer, welches nach dem Geschmak des nicht verliebten Theils der Gäste eine Speise versalzt hat, sagt, es sei verliebt — es sei nun in einen der gegenwärtigen Gäste, oder in einen abwesenden, oder wies manchmal auch kommen mag, in beide oder mehrere zugleich? —

von Herzen gern aufgeopfert hätte; so wie ich nicht zweifle, daß wir, wär es noch heut nöthig, ein solches Beispiel des Schrekkens zu geben, auch in unsern Zeiten unter den glüklichsten Ehemännern ohne Mühe manche grosmüthigen Seelen finden würden, welche sich zum allgemeinen Besten eine solche Aufopferung gefallen liessen.

So viel, theuerste Zuhörerinnen, von der Verwandlung Adiths, in so ferne sie Folge des blossen Zurüksehens nach Sodom, Strafe für Neugierde, Zweifel, Ungehorsam, Widerspenstigkeit u. s. f. war.

Aber wir können sie auch noch von einer andern Seite betrachten, nämlich als natürliche, unvermeidliche Folge ihres Wankelmuths. Vielleicht sah Loths Weib nicht blos zurük, vielleicht kehrte sie nach Sodom um, kam vielleicht, noch ehe das plözliche Unglük über die Stadt ausbrach, und wurde deßwegen mit den übrigen Einwohnern begraben. Ihre hinterlassenen tiefgebeugten Leidtragenden errichteten vielleicht ihrem Angedenken ein Monument von Salzsteinen oder etwas ähnliches u. s. f.

Und in der That meine Freundinnen, da mir nichts so sehr am Herzen liegt, als die Ehre Ihres Geschlechts, so freue ich mich ungemein, daß

es uns gestattet ist, die Sache auch aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Denn ich glaube, nun auch zeigen zu können, daß Adith vielleicht nicht so strafbar war, sondern nur aus weiblicher Schwachheit fehlte, und folglich, da sie sich dadurch ins Verderben stürzte, mehr unser Mitleiden als unsre Strenge verdient.

Adith kehrte vielleicht eilends nach Sodom um. Sie konnte der Vorhersagung der drei Männer vom Untergange der Stadt völligen Glauben beimessen. Vielleicht glaubte sie den plözlichen Untergang der Stadt noch lebhafter, als Loth selbst; nicht eben aus Ueberzeugung der Gründe, welche man ihr vorhalten konnte, und wirklich vorhielt (denn dies langweilige und trokne Geschäft ist nur Sache meines Geschlechts) sondern aus einem Ihrem Geschlechte eignen Hang, ausserordentliche Dinge zu glauben (— ein Hang, der Ihnen vorzüglich zum Ruhme gereicht, wie ich vielleicht zu anderer Zeit zu zeigen die Ehre haben werde.) Fast niemals findet man bei Ihrem Geschlechte, wie so häufig bei dem unsrigen jene beleidigende Zweifelsucht bei der Erzählung ausserordentlicher Begebenheiten — jene lächerliche Behutsamkeit, ehe Sie Ihren Beifall ertheilen — jenen steifen Unglauben, der immer Gründe und Gründe heischt,

ehe er sich ergiebt — jenen starren kalten Sinn, dem man auch das kleinste Steinchen aus dem Wege räumen muß, ehe er sich uns nähert. Dies bekenn' ich zur Schande unsers Geschlechts. Sie meine Theuersten, besizzen vielmehr eine so offne, jeder Ueberzeugung so empfängliche Seele, eine so lebhafte Einbildungskraft, und auch in dieser Rüksicht so viel zuvorkommendes Wesen, daß sie gewöhnlich uns bei Erzählungen ausserordentlicher Dinge den mühsamen Aufwand der Beweisgründe gütigst schenken, sich oft durch die Unwahrscheinlichkeit der Begebenheiten selbst bestimmen lassen, uns Beifall zu schenken, oft wenn es Noth thut, selbst Gründe ausfinden, und die Erfindung eines dritten mit einem Eifer vertheidigen, als wenn sie Ihre eigne Erfindung oder als wenn sie reine erwiesene Wahrheit wäre. Ich sage, dies thut Ihr Geschlecht oft bei Mährchen, bei unverbürgten Gerüchten, bei unwahrscheinlichen Sagen. Und was noch mehr ist, ich habe bei unsern eben so liebenswürdigen als wunderbaren Schwestern eine gewisse Glaubsucht entdekt, die Ihnen in der That ganz eigen ist. Es ist ihnen nicht genüg Gespenster, Hexen und Sympathien in Ihren Schuz genommen, und mit ihnen ein Truzbündniß wider unser Geschlecht geschlossen zu haben. So viel An-

strengung auch erfordert wird, dies alles zu glauben, so ists doch noch zu wenig für Sie. Um Ihre Glaubsucht zu nähren, haschen Sie jedes Stadtmährchen aus dem Rachen der Brunnenmägde, der Hebammen und Haarkräusler. Nun möcht' ich wohl sagen; geschieht dies am grünen Holz, was wills am dürren werden? — Nehmen Sie auch die gröbsten Lügen — die krüppelhaftesten Ungeheuer der menschlichen Erfindung — mit einer gewissen mitleidsvollen Zärtlichkeit in ihren Schoos, um ihnen von der natürlichen, Ihrem Geschlechte verliehenen, Lebenswärme mitzutheilen, und bis zur Kraft der Selbsterhaltung fortzuhelfen; welchen Eingang muß nicht die Wahrheit selbst in unverkennbarer Gestalt bei Ihnen finden? — Aus diesem Grunde (und um ihn in seiner Stärke zu zeigen, hab ich die bisherige Ausschweifung gemacht,) glaub' ich, daß Loths Weib die erste Versicherung vom bevorstehenden Untergang begieriger glaubte, fester faßte, oder vielmehr die Gewißheit derselben inniger, voller fühlte, als Loth selbst. Es ist daher möglich, daß ihr Schrekken und Entsezzen über die bevorstehende Katastrophe auch weit lebhafter war, daß sie weit dringender und eilfertiger die Stadt verließ — Wie? Werden Sie fragen " und doch gieng sie dahin zu-

rük? „ — Ja, meine Theuersten, eben deswegen mußte sie wieder dahin zurükkehren, weil .... sie ein Weib war!

Erstaunen und zürnen Sie nicht, sanftmüthige Freundinnen! Die Hand möcht' ich, (wenn sichs schikte) Ihnen aufs Herz legen, und Sie fragen: Haben Sie nie etwas vergessen? Nie! hab' ich gesagt? — Verzeihen Sie mir. Bei Ihrer unbezweifelten Wahrheitsliebe beschwör' ich Sie, zu bekennen, (und zu Haus insgesammt im Vertrauen auch Ihre Grosmütter deswegen zu fragen) ob je ein Frauenzimmer lebte, welches in seinem ganzen Leben auch nur einmal das Haus verließ, um zu einer Nachbarinn, oder in die Kirche, oder ins Schauspielhaus, oder zum Ball, oder zur Stadt hinaus spazieren zu gehen, ohne eine Menge von Dingen vergessen zu haben? — Ob je ein Frauenzimmer, nach achttägiger — nach monatlicher Zurüstung, eine Meile weit reisen konnte, ohne zwanzigmal vor der Thüre ihres Zimmers, auf der Treppe, unter der Hausthüre, vor dem Schlage der Kutsche umgekehrt — oder, welches eben so viel ist, ihren Mann nebst Kindern, Domestiken, Nachbarn und allen beweglichen organisirten Geschöpfen hundert mal hin und wieder gejagt — und doch eine Viertelstunde darauf über tausend ver-

gessene halb verrichtete, nicht ganz bestellte Dinge und Geschäfte geklagt zu haben? — Ich weiß es, theuerste Freundinnen, daß dies blos Folgen der Geschäftigkeit und Lebhaftigkeit Ihres Geistes, Folge Ihrer Liebe zur Ordnung und Vollkommenheit, Folge ihres gründlichen Nachdenkens ist, und daher kann niemand so weit, wie ich, entfernt seyn, Ihnen deswegen einen Vorwurf zu machen; vielmehr find' ich auch hier nichts als Vollkommenheit, welche die Bewunderung, die ich Ihrem liebenswürdigen Geschlechte ohne Einschränkung gewiedmet habe: vollkommen rechtfertigt. Und ich wünschte nichts mehr, als einen der feindseligen Männer zu kennen, welche dies Leichtsinn, Flatterhaftigkeit, Mangel der Ueberlegung, Kleingeisterei u. s. f. nennen, und durch eine auffallende Widerlegung meinen brennenden Eifer für Ihre Ehre an den Tag zu legen. Nein, meine Theuersten, nothwendiger Weise müssen Ihrem allumfassenden Geiste tausend Kleinigkeiten, wie die kleinen Körner dem Siebe, entwischen. Sie fühlen tausend Bedürfnisse, die wir nicht fühlen, weil Sie kultivirter sind, als wir. Welche Anstrengung des Geistes wird nicht erfordert, jene Veränderungen im Anzug nach Rang, Stand, Geburt, Reichthum, Alter, Jahrszeiten und hundert

an-

andern Umständen so einzurichten, daß die Regelmäßigkeit desselben dem Gründe heischenden schwer zu befriedigenden Geschlechte mit philosophischer Strenge dargethan zu werden vermag, und immer der nöthige Abstand von Ihnen zu dem so gern nachahmenden naseweisen Bürgersweibe herunter beibehalten und sichtbar gemacht wird! Und überdieß — wem zu gefallen geschehen alle diese Bemühungen? — Dem stumpfen Geschlechte, welches erst durch diese Nebendinge den hohen Werth Ihres Geistes und Witzes fühlen lernen muß — den undankbaren Männern, welchen durch diese Anstalten die Reitze des schönen Geschlechts (nach Befinden der Umstände) oft auffallender, oft versteckter gemacht werden? Und dies undankbare Geschlecht sollte noch darüber spotten können? Es ist schröklich! Aber lassen Sie sich dadurch nicht irre machen, meine Theuersten, sondern glauben Sie, daß es immer noch vernünftige und billig denkende Männer gebe, welche die fortdaurende Grosmuth Ihres Geschlechts gegen die grossentheils so fühllosen Männer desto inniger verehren. Möcht' ichs doch nur laut genug allen den undankbaren Geschöpfen zur Beschämung sagen können, daß nur Ihre Gütigkeit gegen unser Geschlecht Sie zu dem mühsamen Geschäfte des Putzes belebe! Einen un-

widerlegbaren Beweis davon kann ich wohl nicht geben, wie wenig Sie es aus Eigenliebe oder aus irgend einer Rüksicht auf sich selbst, oder aus Gewohnheit, oder aus Langerweile treiben, als dadurch, daß diejenigen unter Ihnen, welche die meiste Zeit und die ämsigste Sorgfalt auf ihren Puz verwenden, gerade alsdann, wann sie vermuthen von keinem männlichen Auge beobachtet, noch überrascht zu werden, in einem Zustande der Nachlässigkeit und der Unordnung sich befinden, der beinahe Ekkel erregt, und einer Art von Selbstverachtung nahe kömmt. Ich habe mir immer diese Erscheinung nach meinen ehrfurchtsvollen Empfindungen gegen Ihr Geschlecht zu erklären gesucht; sollte dieser haüsliche Schmuz nicht ein redender Beweis der Ihnen anklebenden Demuth, Ihrer Entfernung von Eitelkeit, ihrer Abneigung gegen den Stolz; sollte er nicht eine Art Busse und Kasteiung seyn, die Sie sich selbst auflegen, für die prunkvollen Anstalten, womit sie öffentlich erscheinen? — Doch der brennende Eifer für Ihre Vertheidigung hat mich zu weit von meinem Wege abgeleitet. Erlauben Sie, daß ich wieder einlenke. Adith mochte wegen der Eilfertigkeit ihres Abzugs aus Sodom, wegen des Schrekkens, der sich aller ihrer Sinne bemeistert hatte,

tausend der wichtigsten Dinge vergessen haben, welche ihr, je weiter sie sich von der Stadt entfernt hatte, nach und nach ins Gedächtnis eindrangen. Vielleicht wollte sie eine vergessene Schachtel (und man weiß, wie viele der Schachteln sind, und wie leicht man eine davon vergessen, wie schwer aber eine entbehren kann) noch holen, oder eine Nachbarinn, mit welcher sie sich erst gestern versöhnt hatte, aus Grosmuth retten — vielleicht das Vergnügen haben eine andere Nachbarinn versinken zu sehen und ihr nachzurufen, daß sie dies Schiksal um sie verdient habe. Vielleicht wollte sie geschwind noch ein Kalb abbinden, oder einen ihrer Enkel aufsuchen, oder ihr Schooshündchen retten — doch ich vergesse, daß ich vor einer Versammlung rede, welche eigentlich mich hierinn belehren, mir die Bedürfnisse einer schnell abreisenden Frau herzählen, mir alle die möglichen und dringenden Gründe des Zurükkehrens nach Sodom anführen, mir die Empfindungen des weiblichen Herzens unter solchen Umständen beschreiben, mir den Grad der Eilfertigkeit und der Hoffnung, daß es noch keine Gefahr habe, bestimmen sollte! Dies muß Ihnen sehr leicht seyn, da hierinn die Denkungs- und Empfindungsart der vergangenen und gegenwärtigen Zeit sehr genau zusammentrifft.

Wo geräth eine Gegend in Wassersnoth, ohne daß ein Weib aus Geschäftigkeit (übelgesinnte nennens unnöthiges Zögern) ertrinkt? Wo entsteht noch heut zu Tag eine Feuersbrunst, ohne daß eine Frau, die noch ihr säugendes Kind und ein Kopfküssen retten wollte, verbrennt? Liebes, bedaurenswürdiges Geschlecht, warum mußte so lebhafte Empfindung, so grosse Geschäftigkeit dein Loos seyn! Warum müssen doch immer, wo es möglich ist, einige von deinen liebenswürdigen Gliedern, als Opfer der feurigsten Thätigkeit, zurükbleiben, ertrinken, verbrennen — während die kaltblütigen Männer Alles zurüklassen, und nur auf ihre eigne Rettung bedacht sind! Deine Logik heißt dich, die Möbeln retten, indem das Haus brennt — Männerlogik sagt: rette das Haus, und zugleich die Möbeln, oder laß lieber beides verbrennen, wenn dein eigenes Leben dabei in hohe Gefahr kömmt — dabei dünken die Männer sich klüger; aber du empfindest doch mehr, und thust sogar mehr, wenn der Erfolg deiner Geschäftigkeit nicht glüklich, nicht überlegt (wie die Herren sich ausdrükken) nicht systematisch genug ist! —

Aus dem bisher Gesagten erhellt, wie am klaren Mittag, daß Sie, meine Freundinnen, gleichwohl

der klügere wenigstens der liebenswürdigere Theil sind, und folglich vor dem Richterstuhle jedes rechtschaffenen Mannes, in dessen Adern warmes Blut läuft, und dessen Herz Ihre Reizze zu fühlen weiß, Recht haben. Indessen da nach dem leidigen Gang der Dinge in der Welt das Glük nicht immer auf der Seite des Rechts ist, und das Beste Ihres Geschlechts mir äusserst am Herzen liegt, so wünschte ich, daß keine von Ihnen weder durch Zurüksehen noch durch Zurükkehren gleiches oder ähnliches Schiksal mit Adith haben möge. Sie insbesondre betrifft die Warnung: Gedenket an Loths Weib! Und es sind wenige Grundsäzze für Sie so kurz, so leicht zu fassen, so allgemein brauchbar, so dringend in der Anwendung wie dieser. Ich kenne ein Mädchen, das die Natur mit allen Reizzen der Jugend und Schönheit und Unschuld reichlich beschenkt hatte. Mit Wohlgefallen, wiewohl mit ungleichen Empfindungen, ruhten Aller Blikke auf ihr. Aber ihre Blikke ruhten auf der Erde — ehrerbietig, wenn liebreich ein Alter dem Mädchen die Hand sanft drükkend seinen Seegen ertheilte — schamhaft, wenn sie einem sanften sittsamen Jünglinge eine Höflichkeit erwiederte — erschrokken, wenn ein wilder leichtsinniger Jüngling in ihrer Gegen=

wart sprach. O hätte sie eine kluge Freundinn gehabt, welche ihr oft genug und im gefährlichsten Augenblikke ins Ohr gesagt hätte: „Mädchen, gedenke an Loths Weib! „ Ein junger und reicher Bösewicht gieng an ihr vorbei, sie schlug die Augen zwar nieder; aber da er mit lautem Unwillen des Mädchens Schönheit pries, und ihre kindische Schüchternheit tadelte, und voll lüsternen Aerger ihr nachblikte; so sah das unbefangene Mädchen zurük, der sanfte Strahl des blauen Auges lächelte ihn an — plözlich ward er zur Salzsäule, und sie in sechs Monaten zur — feilen Dirne! — Ich kenne ein Weib, die Gattinn des zärtlichsten Mannes; sie hatte in ihrer Jugend eine kleine Verirrung des Herzens erfahren, von welcher die Liebe des würdigsten Mannes, dem sie ihre Hand gegeben hatte, und die seligen Augenblikke, die sie in seiner Verbindung nicht nur genoß, sondern auch fühlte, sie vollkommen hätte heilen sollen. Wie glüklich hätte sie am Arme des rechtschaffenen Gatten auf dem Pfade dieses Lebens dahin wandeln können, wär er ihr alles gewesen, wie sie's ihm war. Aber im ernsthaftern Alter sah sie nach den leichtsinnigen Freuden der vorigen Zeit — sah nach den Tändeleien der Kindheit und nach den verdächtigen Freunden ihrer

Jugend zurük, und ward darüber .... zur Salzsäule! —

Ich werde weich, theuerste Freundinnen! Mein Ton wird zu ernsthaft, Sie werden verdrüßlich und gähnen. Nur noch ein Gegenstük zu Loths Geschichte, und ich schliesse.

Im Jahr 1330. lebte zu Fondi, einer kleinen Stadt auf der neapolitanischen Küste des mittelländischen Meeres eine Prinzeßin aus dem Haus Gonzaga, von ausserordentlicher Schönheit. Der Ruf ihrer seltnen Reizze hatte sich bis nach Konstantinopel verbreitet, und den türkischen Kaiser nach diesem Wunder von Schönheit und Tugend äusserst lüstern gemacht. Er trug daher einem berüchtigten Seeräuber, Barbarossa, die Entführung dieser Prinzessinn auf. Der Plan war für sie, was für Loths Frau der Untergang Sodoms war. Aber auch für sie wachte ein warnender Retter. Ein Edelmann hatte mit dem Untergang der Sonne das Vorhaben des nächtlichen Ueberfalls vernommen, und eilte in der Nacht herbei, um von der ihr drohenden Gefahr, einem wilden Seeungeheuer in die Hände zu fallen, auf ewig im Harem des Großsultans eingeschlossen zu werden, und im Bette ihres Liebhabers die erste Liebeserklärung zu vernehmen, die Prinzessinn zu benachrichtigen.

Schon waren die Räuber vor den Thoren des Städtchens — noch zwei Minuten und sie sind im Zimmer der Dame! Im Hemde sprang die Prinzessinn aus dem Bette, eilte in den Armen des Edelmanns durch eine Hinterthüre aus dem Pallaste aufs Feld, und rettete sich so auf einem Pferde in Gesellschaft des Junkers. Ein einziger Blik, den sie um sich her oder hinter sich schikte, hätte sie Ehre und Freiheit gekostet. Ob sie an Loths Weib dachte, sagt die Geschichte nicht: aber klüger handelte sie doch gewiß, als Adith! —

Freilich ists leichter, diese weibliche Heldenthat zu loben und zu bewundern, als sie nachzuahmen! Jenes kleine, boshafte, eigensinnige, unbiegsame, listige Herzchen welches manchmal so gewaltthätig den schönen Busen emporhebt, hat hinter dem Vorhang seinen heimlichen Bund mit den schelmischen Augen, mit dem weichen Händchen, mit dem kleinen Füßchen, und da jenem alles zu Gebote steht, so brichts, so bald's ihm behagt, die stärksten Dämme des Vorsazzes, der Ermahnung, des Wohlstands durch. Aber wenn nur das Auge kein Schalk ist! Sie sollen, meine theuersten Freundinnen! dies schöne Auge nicht ausreissen — nur jene Dekke, welche die Natur Ihnen für dasselbe gab, sollen Sie in der dringenden Noth, darü=

der fallen lassen, mit einer ungezwungenen Wendung sich umdrehen, und das aufrührische zügellose Herzchen mit der Bitte besänftigen:

„Laß' mich meiden alle Tükke,
und im Fliehn nicht sehn zurükke!„

K. N.

Die Isländer.

Eine karakteristische Skizze aus der Völkerkunde.

(Hiezu das illuminirte Kupfer.)

Im äussersten Norden, hoch über den brittischen Inseln und nahe an Grönlands Gestaden liegt im beeisten Nordpolmeere die Insel Island. Sie dankt dem Eise den Namen, das hier den Thron des strengen Frostes bildet. — Ein rauhes, kaltes, unfruchtbares Land, mit Schneegebirgen bedekt, und im Innern von dem schröklichen Feuer durchwült, das Vulkane und heisse Quellen erzeugt. Arm an nüzlichen Produkten, aber reich an den schönsten Natursienen bietet diese Insel dem Bewohner nur kümmerlichen Unterhalt — dem Reisenden die genußvollsten Schauspiele an! —

Es ist ein Völkchen deutschen Ursprungs, das seit tausend Jahren diese Insel in ungestörter Ruhe, unbeneidet von allen Stammsverwandten bewohnt. Norweger siedelten sich in diesem rauhen Lande an, und wurden die Urväter der Isländer. Der Rauhheit ihres Landes danken sie's, daß ihr ursprünglicher, biederer Karakter sich immer rein erhielt. Dies Land ist zu arm die Bedürfniß der Ueppigkeit und Weichlichkeit zu befriedigen — und seine Bewohner kennen diese Bedürfnisse nicht; es ist zu arm, um die Gierde des Eroberers oder die Habsucht des Seefahrers zu reizzen, und es ward nie unterdrükt und wenig von Fremdlingen besucht. So erhielten sich Sprache und Sitten ungemischt, und die nothgedrungene Arbeitsamkeit hinderte die Fortschritte der Laster, die in reicheren Ländern thronen. Ernsthaftigkeit, Sitteneinfalt, Gutmüthigkeit, Vaterlandsliebe, treue Anhänglichkeit an ihren Monarchen — den König von Dänemark und Norwegen — und Gastfreiheit sind die hervorstechendsten Züge des Nazionalkarakters der Isländer. Neid, Eitelkeit und Hochmuth sind ihnen beinahe unbekannt; auch die hochverfeinerte Sinnlichkeit ihrer kultivirtern Brüder kennen sie nicht, und die niedre Wollust hat unter diesem guten Völkchen so wenig Diener, daß ihm auch die ekel-

ſafte Krankheit fremd iſt, womit die Unkeuſchheit ihre Knechte zu belohnen pflegt. Selten ſtört Haß, Feindſchaft oder Gewaltthätigkeit den ununterbrochenen Frieden dieſes Landes, deſſen Bewohner in ihrer Entfernung von allem Getümmel ſo überglüklich ſind. Jede Familie bewohnt einen abgeſonderten, einzelnſtehenden Bauerhof; jeder Hausvater iſt Fürſt in ſeinem kleinen Gebiete; ſein Wille wird von allen ſeinen Angehörigen genau befolgt. Daher ohne Zweifel der Eigenſinn, den man den Isländern vorwirft. Sie ſind arbeitſam und genügſam, kümmern ſich wenig um alles, was ihnen Nebenſache iſt, hängen hartnäkkig an alten Vorurtheilen, und leben in einer goldnen Mittelmäſſigkeit, zwiſchen ungeſitteter Rohheit, und hochverfeinerter Kultur. Sie beſizzen ſchöne Anlagen zu Künſten und Wiſſenſchaften; aber es fehlt ihnen an Ausbildung. Der Spielraum ihres Geiſtes iſt zu ſehr verengt.

Auch der Körper der Isländer iſt noch unentnervt, noch unverdorben. Sie ſind ſtarke, ſtämmige, kraftvolle, geſunde Leute. Geſichtsbildungen, die man wirklich ſchön nennen könnte, findet man wenige unter ihnen, aber auch ſehr wenig Karikaturen-Geſichter; eben ſo ſelten ſind ungeſtalte, verwachſene Isländer. Ihre Geſundheit iſt

dauerhaft, sie erreichen ein hohes Alter, und erst seit dreissig Jahren lebt ein Arzt unter ihnen.

Ihre Wohnungen sind niedrige Hütten. Ihre Speisen sind so einfach, als ihre Sitten. Milch und Butter, einige Gemüsekräuter, Rind- oder Schaaffleisch und Fische sind alle Kostbarkeiten ihrer Malzeiten; sie kennen aber auch keine Gaumenkizzelnden Gerichte, und essen nur .... um den Hunger zu stillen! Ausser dem Wasser haben sie kein andres Getränke, als saure Molken.

Die Schaafe, welche der Hauptreichthum der Isländer sind, versehen sie auch mit den nöthigen Kleidungsstükken. Die Wolle wird theils zu ihrem eigenen Gebrauche verarbeitet, theils gegen andre Nothwendigkeiten verhandelt. Ihre Kleidung ist noch die alte nordische, dem Klima ganz angepaßte Tracht. Die Oberkleider sind von grobem Tuche, *Madmel* genannt, und meist von schwarzer Farbe. Die Unterkleider sind gewöhnlich von Baumwolle. Die Fischer tragen Westen und Beinkleider von Leder.

Die Isländerinnen tragen gewöhnlich flanellene Hemden, nur die reicheren haben leinene. Darüber haben sie ein wollenes Leibchen, und über diesem ein schwarzes wollenes, vorne zusammengeschnürtes Kamisol oder Wamms, nett an den Leib

gepaßt, mit engen langen Aermeln bis an die Hand. Die Näthe sind mit seidenen Bändern besetzt. An dem Knöchel der Hand hat jeder Aermel sechs metallene Knöpfe — die, wenn sie ein Brautgeschenk sind, den Namen der Braut und des Bräutigams tragen. Den Hals umgiebt ein schwarzer seidner oder sammtner Kragen, welcher drei Finger breit hinaussteht, und zuweilen mit einer Goldschnur eingefaßt ist. Darunter wird meistens ein seidenes Halstuch getragen. Die Rökke sind von grobem Wollentuche, meist schwarz. Die Schürzen sind baumwollen oder leinen, von mancherlei Farben, oft auch weiß. Die Ränder der Rökke sind unten mit Bändern oder seidenen Schnüren besezt. Oben an der Schürze sind drei grosse messingene oder von vergoldetem Silber erhoben gearbeitete Knöpfe, woran der Gürtel um den Leib befestigt wird, welcher mit metallenen Plättchen besezt ist, und mit einem gleichen Schlosse zusammengeschlossen wird. — Ueber diese ganze Kleidung tragen die Isländerinnen, besonders die verheuratheten Weiber, ein weites wollenes Oberkleid, von Gestalt eines Schlafroks; es liegt unter dem Kragen an, ist um eine Hand breit kürzer, als die Rökke, und hat einen reich verbrämten Aufschlag, der oft mit silbernen Spangen und dergleichen besezt

ist. — Das Ausgezeichnetste der ganzen isländischen Frauenzimmerkleidung ist der Kopfpuz. Denn dieser besteht aus mehreren übereinander gewundenen farbigen Tüchern, die eine regelförmige, ellenhohe Pyramide auf dem Kopfe bilden, welche unten mit einem Schnupftuche um den Kopf festgebunden ist. — Die Strümpfe sind immer aus Wolle gestrikt, und die Schuhe sind lederne Sokken ohne Absäzze.

Die auf dem beiliegenden Kupfer abgebildete Isländerinn ist eine festlich geschmükte Braut ohne Oberkleid, reichlich mit vergoldeten Ketten behangen. — Der Silberschmuk einer reichen Isländerinn ist oft mehr als 300. Thaler werth. So weit geht hier schon der Luxus! — Doch Island hat ja auch Stuzzer, welche, wenn sie auswärts gereiset sind, dem Klima zum Trozze, in ihrem Vaterlande leichte ausländische Kleider tragen!

Die Kleidungsstükke beider Geschlechter werden von den Weibern und Mädchen verfertigt, welcher man alle häuslichen Tugenden zuschreibt — nur eine soll ihnen fehlen . . . . die Reinlichkeit! —

E.

Zur Geschichte des weiblichen Geschlechts.

(Fortsezzung.)

Was den Menschen überhaupt adelt, das adelt auch den Fürsten. Seine Grösse ist Menschengrösse; seine Tugend Menschentugend. O, wohl ihm, wenn er der Bestimmung als Mensch entspricht! Sein Stand erschwert oder erleichtert ihm dies; aber Hochachtung und Liebe für ihn hat in diesem Fall auch keine Gränzen.

In der Rüksicht verdient denn hier wieder eine schöne Handlung, die so menschlich erhaben ist, und eigentlich unter dem allgemeinen Namen Menschentugend klassifizirt werden sollte, ihren Plaz.

Zu Oberrad, einem Dorf im Gebiete der Reichsstadt Frankfurt, starb vor einigen Monaten die Frau eines österreichischen Soldaten, der sich jezt in den Gefahren des Kriegs befindet. Sie hinterließ eine Tochter, ein Mädchen von sechs Jahren, welches nun ohne alle älterliche Unterstüzzung der Barmherzigkeit fremder Menschen heimfallen mußte. Ach, wie erschwerte ihr dieser traurige Gedanke das Hinscheiden!

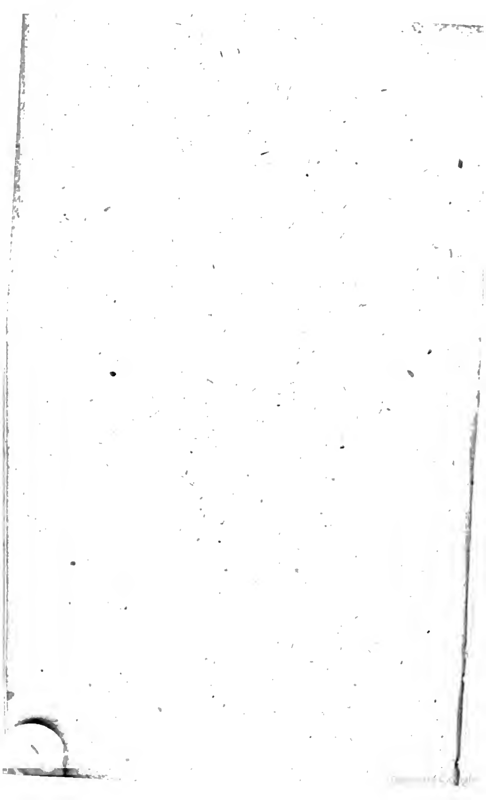
Aber die Vorsehung wußte Rath. Louise Prinzessinn von Kirchheim Poland, die Gemalinn

des k. k. Generals und Erbprinzen Reuß, der gegenwärtig in Offenbach wohnt, erfuhr das bedaurenswürdige Loos dieser kleinen Waise, und holte sie in ihrem eigenen Wagen ab. Zu Offenbach gab die erhabene Wohlthäterinn sie einstweilen bei honetten Leuten in die Kost, um sie aus dem rohesten erziehen zu lassen. Ist sie erst ein wenig gebildet, so wird die Prinzessinn sie ganz zu sich nehmen, und ihr in Gesellschaft ihres fünfjährigen Prinzen, mit dem das Mädchen schon zuweilen seine kindischen Spiele theilen darf, eine Erziehung geben, um die man sie in der That beneiden möchte.

L. C. R***

Innhalt.

Seite



Geschichte
der Frau von Maintenon.

(Fortsezzung.)

Wie gesagt, Scarron wollte jezt nicht mehr nach Amerika! Ihm war jezt nur in der Atmosphäre wohl, in welcher das schöne Fräulein athmete. Eigentlich konnte er noch nicht es deutlich sich erklären, was so leise, und doch so ungestümm in seinem Innern tobte? — Auch zaghaft war der arme Verliebte, besonders dann, wann ihm sein Blik von ungefähr im Spiegel begegnete. Zudem wußte er recht gut, daß es der Weiber nur wenige giebt, die aus blosser reiner Achtung für Kopf und Herz einen solchen Krüppel lieben würden. Ihm war überhaupt bange in das unruhige Herz zu blikken, wo die Liebe ihr Wesen schon so gewaltig trieb; und doch vermochte er es nicht den feurigen Gedanken an die schöne Franziska zu unterdrükken! Dieser ihm so beschwerliche Zwang wirkte jezt schon auf seine sonst so hoch berühmte heitere Laune. Wer ihn nur ein bischen kannte, bemerkte an ihm, ohne es sich erklären zu können, eine grosse Veränderung. Er war nicht mehr der bis zum Muthwillen muntere Gesellschafter, nicht

mehr der alles belebende Kopf, nicht mehr der wiz-
zige beissende Satyriker, nicht mehr der sonst so
gesellige jovialische Dichter. Ein finsterer menschen-
scheuer Misantrop war er geworden, der sich in
die Einsamkeit verkroch, um dort nach der Natur
der Liebenden nur einem Gedanken nachzuhängen.

Eine so ausserordentliche Verwandlung hatte Fran-
ziska erzeugt, ohne es zu wissen, oder zu wollen.
Sie besuchte ihn unterdessen mit Mutter und Cou-
sine oft, und er lernte sie auch von Seite ihres
treflichen Geistes kennen, der ihn noch weit mehr
zur Liebe hinriß! — Allein die Ungewißheit peinig-
te ihn doch noch heftig. — Seine verborgene hoff-
nungslose Liebe vermehrte seine Qualen. Das hol-
de Fräulein geizte zwar, wie man es deutlich
sah, immer mehr und mehr nach seinem Umgan-
ge, sie suchte ihn sogar oft aufzuheitern, ihr Geist
begegnete dem seinigen harmonisch; aber alles
dies war ihm noch keine hinlängliche Sicherheit.
Die lose Hoffnung, die uns arme schwachgläubige
Eigenliebler so oft nekt, raunte ihm wohl auch von
Zeit zu Zeit in die Ohren: „Hm, wer weiß ob
dies geistreiche Mädchen zur Ehre ihres Ge-
schlechts, nicht heroisch genug denkt, sich über
meine Figur wegzusezzen? „ — Doch bald ver-
schwand in schwermüthigen Augenblikken für ihn

auch dieser kleine Trost wieder, und er blieb lange der Märtirer heimlicher Gefühle.

Indem der gute Scarron so mit sich selbst kämpfte, raffte ein schneller Tod unserer Franziska ihre Mutter weg! — Die gute Dame hatte den Ausgang des Prozesses, auf dem ihre ganze Hoffnung ruhte, nicht mehr erlebt, und hinterließ in Franziska und ihrem kleinen Bruder zwei hülflose Waisen. Dem gefühlvollen Mädchen sezte dieser grosse Verlust der besten Mutter heftig zu, sie floh getrieben von Wehmuth und Trostlosigkeit aufs Land, und verweinte dort drei volle traurige Monden. Nur eine vertraute Freundinn hatte sie noch in Paris zurükgelassen, mit der sie durch Briefe ihren Kummer theilte.

Daß Scarron die so plözlich verlorne Franziska jezt mit aller Anstrengung aufsuchte, versteht sich von selbst, daß er sogar ihrem Briefwechsel nachspürte, und ihn zu lesen bekam, dies hätte man dem lahmen Manne wohl nicht zutrauen sollen, und doch war es so. Noch feuriger wurde seine Liebe durch die Lektur dieser schönen natürlichen, herzlichen, gefühlvollen Briefe, die er entdekt hatte. Ein Gruß für ihn stand sogar in einem derselben, und nun war er sich reich genug! — Ich muß die junge Neigung des Fräuleins auch

durch Briefe zu unterhalten suchen, dachte er, und angeknüpft war der feurigsten Briefwechsel einer, mit dem Fräulein von Aubigné! — Schöne rührende Briefe sind die gewöhnlichen Angriffswaffen liebender Schriftsteller; auch Scarron bediente sich ihrer, so fleissig und so feurig als möglich. Seine ganze dichterische Phantasie lebte in diesen Briefen; nur Schade, daß wir keinen davon zu Gesicht bekamen! —

Von nun an hatte die alte Kusine Neullant wenig Ruhe mehr vor ihm. Er drang mit lebhafter Beredsamkeit in sie, das Fräulein zurükzurufen, und ihren Bruder zu versorgen. Die Matrone, welche für ihre Börse schon zitterte, sezte ihm zwar manche gut ausgedachte Ausrede entgegen, allein Ehrenhalber mußte sie (nach ihrem Ausdruk) in Gottes Namen doch einwilligen, und so kehrte Franziska mit ihrem Bruder bald wieder nach Paris zurük. Ein Nonnenkloster war der Aufenthalt, der ihr von der alten Frömmlerinn angewiesen wurde.

Scarron's Absichten auf das liebliche Mädchen wurden in der That immer ernstlicher, so klein auch die Hoffnung ihrer Erfüllung schien. Der Kusine Neullant waren sie schon recht diese Absichten, denn ihre Börse, ach ihre Börse, konnte

die öftern Besuche nicht lange mehr ertragen! — Wie aber Fräulein Fränzchen sie aufnehmen würde, dies ängstigte den guten Scarron wieder! — Ein glänzendes Glük konnte er ihr als privatisirender Gelehrter, der bei seinen zerrütteten Vermögensumständen zum Theil von dem kargen Erwerbe seiner Feder lebte, noch dazu nicht anbieten; aber sie den Mißhandlungen einer geizigen Kusine entreissen, dies konnte und wollte er. Doch wie es einleiten? — Wie es anbringen? — Immer schwerer und schwerer ward ihm das Herz, es dauerte sehr lange bis er es endlich wagte der schönen Franziska seine Hand anzubieten. Viele zärtliche Gedichte machten die Einleitung dazu, und dann erst wurde der gichtbrüchige Scarron zum sprechenden Freier.

Der Antrag war seiner ganz würdig! — Er stellte dem Fräulein völlig frei, sich durch eine Vermählung mit ihm der traurigsten Sklaverei, der ungewissen Zukunft, und der gewissen Dürftigkeit zu entreissen. Er schilderte ihr treffend aber unpartheiisch die Gefahren, worinn ein junges armes Mädchen schwebt, wenn sie sich ohne sichere Aussichten der Welt und ihren Zufällen Preiß giebt. Er verlangte keine Gegenliebe, nur ihre Freundschaft, ihr Umgang und ihre Verpflegung wünschte

er sich. Ihm war das grosse Opfer, um welches er flehte, in der ganzen Fülle bekannt, er wollte es auch nicht erzwingen, nicht erschleichen, nur erbitten. „Verhohnen Sie den armen Krüppel nicht, edles Fräulein, unter dessen elender Hülle Gefühle aufwachten, die er mit aller Vernunft nicht zu unterdrükken vermochte! — Werden Sie aus Achtung seine Freundinn, und aus Mitleiden nur dem Namen nach seine Gattinn! — Oder können Sie sich nicht überwinden einen so unglüklichen Mann zu beglükken — so nehmen Sie von mir doch wenigstens das Sümmchen an, dessen Sie bedürfen, um in ein Kloster aufgenommen zu werden; denn ich sehe daß Sie bei ihrer Base nicht glüklich sind — und, Gott, wenn diese stirbt?„ Dies war der Ton in welchem Scarron zu ihr sprach, und der sie rührte. Das Fräulein besah ihn noch einmal . . . ward weich . . . weinte . . . sein Edelmuth drang tief in ihr Herz, und . . . rasch gab sie ihm entschlossen zum ewigen Bunde die Hand hin, die er ungestümm zärtlich an Herz und Mund drükte! — Thränen seiner entzükkenden Freude, rollten in hellen schweren Tropfen auf ihre hübschen Hände. Der Krüppel Scarron war zu seinem Unglükke noch in jenen Jah-

ren, wo die Phantasie unwiderstehlich auf Herz und Sinnen wirkt, ohne zu fragen in wem sie wirkt? —

Aber das junge hübsche Fräulein? — Wie die nur zu diesem unbegreiflichen Entschlusse kam? — So fragte behend auch ich; und wußte es mir nicht anders zu erklären als — sie war ernsthaft von Natur, ganz unbekannt mit der Sinnlichkeit, mißtrauisch gegen Menschen und Welt durch Erfahrung, des Klosters und der sclavischen Abhängigkeit überdrüssig, aus Edelmuth besorgt für die gute Verpflegung des Mannes den sie schäzte, anspruchlos, genügsam, alles dies bewog sie vermuthlich schon im sechszehnten Jahre die Gattinn des Krüppels zu werden. Sie wurde es noch dazu in einem Zeitpunkt, wo ein junger Marquis um ihre Gunst buhlte. Unglüklich würde diese Wahl uns scheinen, wenn wir nicht lange die strengen Grundsäze einer Franziska kennten, mit denen das freie Betragen des Marquis so äusserst kontrastirte. Franziska haßte jede unanständige Zudringlichkeit und floh den geringsten Schein des Lasters. Jene niedrige Wollustsprache, welche minder tugendhafte Mädchen für den Triumph ihrer Schönheit ansehen, beleidigte sie aufs empfindlichste. Um diese Zeit machte sie auch die Bekanntschaft der berühmten

Ninon de Lenclos, deren Anbeter der Marquis zuvor gewesen war. Bald wurden die beiden Fräulein dem Geiste nach zwar Freundinnen, aber durchaus nicht den moralischen Grundsäzzen nach. Sie konnten es auch nicht seyn, da Ninon nur üppigen Lebensgenuß suchte, und Franziska ihn floh. Der eiteln Ninon war übrigens der Gedanke unerträglich, daß sie einst einen Mann sollte geliebt haben, den ihre Freundinn mit so viel Kälte abwies. Hier überstieg die Eitelkeit ihre Eifersucht weit; sie war es selbst, die dem Marquis bei ihr das Wort sprach; allein umsonst, Franziska zog ihm unerbittlich den häßlichen Scarron vor, der noch immer durch ehrerbietiges Betragen ihr Zutrauen zu erhalten wußte. Ob er es in diesem Punkt aber auch immer behielt? — Wir werden sehen, und wollen indessen das junge liebe Weibchen auch in ihrem Ehestande belauschen, der so glüklich war, als er es unter diesen Umständen seyn konnte.

Ich wage es zwar nicht, hierüber in den geheimsten Winkel des Herzens zu dringen, doch so viel kann ich versichern, daß die weise Franziska aus ihrem Ehestande all das Glük zog, welches sie als Denkerinn und Dulderinn daraus ziehen konnte. Sie ertrug die Launen und Grillen des krüppelhaften Gatten mit Achtung und Sanftmuth, sie ver-

pflegte ihn mit Großmuth und Geduld. Eine bewundernswürdige Standhaftigkeit, eine feurige auf die feinste Delikatesse gegründete Freundschaft leiteten ihre Handlungen; Wohl entdekte sie an dem Menschen Scarron, nahe betrachtet, manche unerwartete Schwachheit, aber auch wieder manchen grossen Vorzug des Herzens und Geistes. Kein Weib verstand es besser, als sie, dieses menschliche Gemisch von Fehlern und Vorzügen mit Billigkeit abzuwägen.. Nur einen Fehler den er besaß, konnte sie ihm nicht verzeihen, es war der, daß er der alten Ehrfurcht gegen sie gar bald vergaß, und mit ihr in Gegenwart anderer jezt schon auf die unanständigste Art schäkerte. Seine gute Laune war wieder zurükgekehrt, aber sie artete oft in niedrige Späßchen und plumpe Lustigkeit aus, über die Franziska erröthete.

Wir müssen hier aber nicht vergessen, daß Scarron ein Franzose war, dem es in der wilden Munterkeit nicht an lokkerm Leichtsinn fehlte, und daß er in einem Zeitalter lebte, in welchem die Dichter ihre Sinnlichkeit eben nicht sehr verfeinerten. Ausser diesem unwürdigen Hang schäzte und verehrte er seine Gattinn über alles, nur hierinn wußte er ihren feinen Sinn für strenge Sittlichkeit nicht zu schonen. Der muntere Dichter Scarron lieb-

te überhaupt gut besezte Tafeln, und rauschende Gesellschaften, so wenig sie sich auch zu seinen ungewissen und kleinen Einkünften schikten. Franziska hatte um dieses Hanges willen mit manchem heimlichen Brodkummer zu kämpfen! — In ihrem Hause waren tägliche Zusammenkünfte von schönen Geistern, galanten Damen, und lustigen Zechbrüdern. Höflinge, Gelehrte, Damen und Fräulein, alles was sich hindrängen konnte, versammelte sich um Scarron und seine schöne Gattinn. Zwei Schwägerinnen unserer Franziska übten sich bei dieser guten Gelegenheit in allen Künsten der Koketterie; nur sie blieb sich gleich, und wies jeden standhaft zurük, der ihre Tugend auf die Probe zu sezzen wagte. Manche wollten diese strenge Sittlichkeit freilich nicht begreifen, und doch konnte selbst die frechste Verläumdung ihr nicht das Gegentheil beweisen. Aber nicht durch lächerliche Sprödigkeit, nicht durch schnippische Ungezogenheit erhielt sie sich in dieser hohen Würde, sie war gesellig, liebreich, gesprächig, naif, munter, doch alles mit der äussersten Behutsamkeit. Es war ihr weit lieber, tugendhaft als geistreich oder schön zu scheinen. Die Schmeicheleien, die den äussern Reizzen galten, belachte und floh sie am meisten.

So verlebte unsere Franziska mehrere glükliche

Jahre ihrer Ehe. Es gelang ihr so gar, den Gatten in manchem zu bessern. Seine Gefühle wurden feiner, seine Sitten geläuterter, er fieng an, die Religion zu ehren, und mit unsittlichen Reden keusche Ohren zu schonen. Hätte ihn der Tod nicht von ihrer Seite gerissen, so würde er durch sie gewiß noch besser geworden seyn. Scarrons spätern Schriften sah man ihre strenge Kritik, und der verfeinerte Geschmak — zu dem sie ihn gewöhnte, deutlich an.

Und für alle diese Fülle von ähnlicher Tugend erhielt Franziska keinen bessern Lohn, als eine trübe Aussicht in die Zukunft! — Ihr Gatte starb im Jahre 1660. und hinterließ bei seiner gastfreien Lebensart nach dem Tode nur wenig, und dies Wenige theilten noch seine Verwandten unter sich. Die fünf und zwanzig jährige Wittwe war jezt dem Zufall und ihren Freunden überlassen, die sie für diesen Augenblik auch treulich unterstüzten. Aber schwer, sehr schwer kam es sie an, jezt schon wieder von der Barmherzigkeit anderer abhängen zu müssen! — O die Edle, die zum Geben und nicht zum Nehmen geboren war! — Noch immer ruhte das herbe Schiksal mit unserm Arme auf ihr! — Ihre größte Sorgfalt war nun die Großmuth dieser Freunde nicht zu mißbrauchen. Ohnehin an we-

nige Bedürfnisse gewöhnt, beschränkte sie auch diese wenigen noch. Zu ihren Freunden gehörten vorzüglich der Herzog von Albert und seine Gemahlinn. Der Herzog war einst leidenschaftlich in sie verliebt gewesen, er blieb unerhört, und modelte dann seine Leidenschaft edel gesinnt in die wärmste Freundschaft um! — Ein Umstand, den damals die Verläumdung so hämisch zu ihrem Nachtheil benuzte, so daß sie auf lange nicht nur ihn, sondern auch den Umgang seiner Gemahlinn meiden mußte.

Ihre übrigen Freunde blieben unterdessen nicht müssig! — Sie suchten alle Wege auf, ihr vom Hofe ein kleines Gnadengehalt zu bewirken Man ermunterte sie, dem damaligen Minister Fouquet eine Bittschrift zu übergeben, da er einst ohnehin ihres Mannes Beschüzer gewesen war. Allein Franziska kannte den Mann als einen verführerischen Wollüstling, zitterte vor ihm, und weigerte sich dessen lange. Nur auf dringendes Zureden ihrer Freunde wagte sie endlich diesen Schritt, und zwar in der bescheidensten, ärmlichsten Kleidung, die sie nur auftreiben konnte. Sie war, als sie vor ihm erschien, so wenig vortheilhaft gepuzt, so ganz frei von eitler Eroberungssucht, daß der Minister im Vorbeigehen sie nur eines flüchtigen Blikkes wür-

digte. Erst dann als er die rührende Bittschrift gelesen hatte, erinnerte er sich, daß Scarron eine junge hübsche Wittwe hinterlassen habe, die er aber nichts weniger als für die Uebergeberinn der Bittschrift hielt. Wie schön! — Die edle Franziska bemühte sich durch diesen Kunstgriff ihm ihre Reizze zu verbergen; allein der Minister spürte ihnen doch nach. Er hoffte um ihrer dürftigen Lage willen keinen Widerstand zu finden. Stolz und freigebig, gebieterisch und frech, listig und zudringlich war er in hohem Grade, wie es die Umstände forderten, und so mißlang ihm noch nie eine Eroberung, als gerade diese. — Ueberrascht durch fremde Tugend, zurükgewiesen von ihr, halb erbittert, und noch mehr gereizt durch Widerstand, schlug der Dringende jezt einen andern Weg ein. Er wählte die Frau von Montigni, die mit Franziska bekannt war, zu seiner Vorsprecherinn. Allein auch diese alte geschwäzzige Kupplerinn vermochte nichts über sie, so viel Scheingründe sie auch anzubringen wußte. Unsere gute Franziska hatte kurz zuvor durch unbekannte Hände ein köstliches Schmukkästchen erhalten, und erfuhr nun, daß es vom Minister kam. Wie der Bliz den Träumenden aufschrökt, so schrökte sie diese Nachricht auf! — Sie eilte, sie eilte so sehr sie konn-

te, ihm das Schmukkästchen schnell wieder zustellen zu lassen. Mit den bedeutenden Worten gab sie es der Dame zurük. „Hier Madam ist das verhaßte Schmukkästchen wieder! — Armuth und gutes Gewissen lassen mich ruhiger schlafen, als Reichthum und Laster! — „

Wegen dieser verdrüßlichen Geschichte zweifelte sie jezt ganz an dem guten Erfolg ihrer Geschäften bei Hofe. Sie zweifelte und harrte, bis nach langer Zeit ein Zufall dem Ganzen wieder eine andere Wendung gab. Die regierende Königinn *) erinnerte sich einst von ungefähr mitten unter einem Häufchen Höflinge des verstorbenen Scarrons, und die Edelsten aus diesem Häufchen benuzten den günstigen Augenblik zu Franziskens Vortheil. Sie waren auch so glüklich, dem schönsten tugendhaftesten und ärmsten Weibe jenes Gnadengehalt wieder zu erhalten, welches Scarron vor seiner Vermählung durch eine beissende Satyre verloren hatte.

Die arme Franziska ward nun in den Stand gesezt, ihren Hang zur Einsamkeit zu befriedigen, der noch immer in ihr lebte. Sie zog, ohne sich

*) Anna von Oestreich, Mutter des Königs Ludwigs XIV.

geradezu der Freiheit zu berauben, in ein Nonnenkloster, wo sie Jahre lang einsam lebte. Den vierten Theil ihrer jezzigen Einkünfte bestimmte sie den Armen, nur den kleinen Rest behielt sie für sich. Bisweilen, doch nicht oft, vertauschte Franziska die stillen Klostermauren mit rauschenderen Gesellschaften, nur um in den Augen ihrer Freunde nicht undankbar zu scheinen. Das Kloster hatte sie in ihrem Betragen nicht verunstaltet, ihr Umgang war noch immer mit der nämlichen Grazie geschmükt, es zog ihr eine Menge Anbeter zu, unter denen sich auch wieder der uns schon bekannte Marquis befand, der ihr neuerdings seine Hand anbot. Dieser Marquis war zwar noch jung von Jahren, aber schon alt geschwelgt durch Laster, und ihr noch immer unerträglich durch die abscheulichste Sittenlosigkeit. Sie wies ihn mit Feinheit und Würde auch diesmal wieder ab. Manche ihrer Freundinnen, die bei ihm nur Glanz und Geld schäzten, verwiesen es ihr, allein sie blieb auf dem schon einmal gefaßten Entschlusse, und hörte sogar auf, den Zirkel zu besuchen, ihm, und dem weiblichen Neide auszuweichen.

Ruhig würde nun dies gute Weib so fort gelebt haben, wenn ein neuer rascher Schlag des Schiksals sie nicht plözlich wieder aus der Ruhe heraus

gedonnert hätte! — Die Königinn, ihre Beschützerinn starb, und sie verlor das Gnadengehalt. Ihr Sohn, König Ludwig der XIV. hatte keine Lust, der armen Wittwe diese Unterstützung noch ferner angedeihen zu lassen, und viele seiner Höflinge waren ihre Feinde. In dieser Lage bestürmte sie der Marquis noch einmal. Mit Gewalt wollte er ihre Hand erzwingen, und erzwang sie nicht. Es dünkte sie weit erträglicher sich auf die Gnade des jungen Königs zu verlassen, und mit Bitten bei ihm anzuhalten, als jenen Verworfnen zu heurathen! — Aber Gott, wie so manche Bittschrift mußte die Gute machen, oder machen lassen, bis der König nur eine davon las! — Ihre Feinde wußten ihn so sehr gegen sie und ihre Bittschriften einzunehmen, daß er einst in vollem Unwillen ausrief: „Soll ich denn ewig nur von der lästigen Wittwe Scarron hören?„ — Für Stärke ward diese launigte Härte in den Augen der geschmeidigen Höflinge gehalten, die ihn umgaben. Sie beklatschten, beniften, und beschmeichelten diese Härte! — Der König wußte zwar wohl, daß sie im Ruf einer geistreichen Dame stand, allein er hielt ihre Geistesvorzüge nicht für das was sie waren, und glaubte in dieser Supplikantinn nur eine pedantische Gelehrte zu finden, welches

ches bei ihm keine Empfehlung war. In müssigen Stunden übte er seinen Wiz wohl gar noch an ihrer Tugend; und seine Schmeichler stimmten in dem Ton mit ein. Manche ihrer schwächern Freunde verliessen sie um dieses Hohnes willen, der bei Hofe, wo die Menschen nur gelten, so lange sie glänzen, schon allgemein wurde. Blos wenige gute Menschen blieben ihr noch mit Mund und That getreu. Bald wäre unsere sonst so sanfte Franziska durch diese traurige Erfahrung zur Menschenhasserinn geworden! — Tief wurzelte schon die Schwermuth in ihrer gebeugten Seele! — Nur der feste Glaube an die Vorsehung erhielt sie noch, und sie betrog sich nicht. Unvermuthet ward sie als Erzieherinn an den Hof nach Portugal berufen.

War es jezt Laune, war es Neugierde, war es Ahndung, oder was es war, genug sie faßte noch vor ihrer Abreise den sonderbaren Entschluß, die Frau von Montespan, damalige heimliche Lieblinginn des Königs zu besuchen. Wir müßten nicht wissen, daß die Weiber Evas Töchter sind, wenn wir nicht errathen sollten, daß der Besuch einer solchen geistvollen allgemein beneideten Frau, dieser Dame nicht hätte schmeicheln sollen, besonders da ihre Bescheidenheit für jezt keinen Neid aufreizte. Die Frau von Montespan galt da-

mals für eine sehr geistreiche Dame, und sie nahm die Huldigung, die unsere Wittwe ihr durch diesen Besuch darbrachte, von dieser mit desto mehr Wolgefallen an, als man ihr schon berichtet hatte, die Wittwe Scarron wolle Frankreich nicht verlassen, ohne vorher die so allgerühmte Montespan gesprochen zu haben. Das Gespräch unter ihnen lenkte sich bald auf Franziskens widrige Schiksale, auf ihren gereiften Entschluß ausser Land Brod zu suchen, und auf die so oft fehlgeschlagene Bitte an den König: „Geben Sie mir die Bittschrift, und zögern Sie mit ihrer Reise nur noch ein wenig„ — sagte Frau von Montespan zu ihr, mit der dreisten Zuversicht einer Königs Lieblingin, und Franziska, die ungern das Vaterland verließ, verschob ihre Abreise.

Die verhaßte Bittschrift der lästigen Wittwe Scarron kam jezt beim König also wieder zum Vorschein, aber durch ihm so liebe Hände. Dessen ungeachtet empfieng er sie doch wie sonst mit dem mürrischen Ausruf. „Ach schon wieder die Wittwe Scarron! — Soll ich denn nie mehr von was anderm sprechen hören?„ — Lebhaft erhob sich die Lieblinginn vom Sofa, lebhaft erwiederte sie dem König mit stolzem Ernst, „Hätten Euer Majestät die arme Wittwe längst

gehört, so wären sie jezt der Mühe, und ich des Schmerzes überhoben! — Der König stuzte, aber der verliebte Ludwig entschuldigte den kühnen Einwurf! — Die hübsche Dame mag ihm bei dieser guten Gelegenheit wohl noch manche Wahrheit gesagt haben, als sie sah daß er diese nicht streng ahndete. Wenigstens gelang ihr die Bitte, und sie erhielt so gar die Erlaubniß die Wittwe bei ihm aufführen zu dürfen.

Von ihren eignen Reizzen zu sehr eingenommen, wagte es Frau von Montespan ohne Bedenken. Es war ihr auch darum zu thun, sich durch die Demüthigung eines Königs für ihr ganzes Geschlecht zu rächen! — An der Verlegenheit wollte sich die Eitle weiden, die der König äussern würde, wenn ihm die arme Wittwe vor die Augen träte, welche er aus Leichtsinn und Laune nur obenhin und achtlos behandelt hatte. Wirklich trieben ihn die beiden klugen Weiber nun auch so in die Enge, daß er sich verlegen die Hände rieb, mit dem Degenknopf spielte, sich räusperte, vom Wetter sprach, und endlich doch gezwungen war der Wittwe zu sagen: „Madam, es thut mir leid, daß ich Sie so lange auf Rettung warten ließ!„ — Bis dahin wollten sie den stolzen König haben, der gegen die Weiber den Menschen

so wenig verläugnete, als alle Monarchen der Welt. Er despotisirte zwar auf der einen Seite dies reizende Geschlecht, aber auf der andern war er doch sein Sklave. König Ludwig — und König dünkt sich ja in seinem Hause jeder Ehemann — wollte als König durchaus nicht Sklave der Weiber scheinen, doch war er es so sehr, daß sie mit ihm leisten konnten, wie sie wollten, nur mußten sie ihn mit der Puppe der männlichen Hohheit spielen lassen. Frau von Montespan verstand diese Kunst so ziemlich, und unsere Wittwe auch, da sie der König für jezt aber nicht weiter interessirte, so war es von ihrer Seite unnöthig Gebrauch davon zu machen. Dem König behagte zwar ihr hübsches geistvolles Gesicht, allein er empfand doch noch weiter nichts für sie, als eine Hochachtung, welche er ehemals nicht empfunden hatte. Ihm gefiel die wilde sinnliche Munterkeit einer koketten Montespan weit besser, als das sanft schmachtende Betragen der gefühlvollen und tugendhaften Scarron.

Die Liebenswürdige war noch immer für einen reellern Lebensplan gestimmt, als für Koketterie, Eroberungssucht, und weibliche Intrigue. Sie zog sich auch diesmal wieder freiwillig in die klösterliche Einsamkeit zurük. Ihr war aber nun einmal durch-

aus keine Ruhe gegönnt! — Die Dame Montespan, der sie so vielen Dank schuldig war, der sie nichts abschlagen konnte, rief sie fast täglich wieder an den Hof zurük, und machte sie zur völligen Vertrauten ihrer Lage. Ohne eigentlich mit ihr harmoniren zu können, geizte diese Dame doch nach ihrem Umgange, und befolgte in manchem ihren weisen Rath, nur darinn nicht, daß sie aus Achtung für Religion und Ehre, mit dem König brach. Sie war im Gegentheil so ganz schwaches Weib, daß sie dem König Wort für Wort wieder sagte, was Franziska im feurigen Eifer über ihren sträflichen Umgang ihr vorgestellt hatte.

Es läßt sich denken, wie sehr sie diese weibliche Verrätherei, die bei unserm schwazhaften Geschlechte so Mode ist, bei dem Könige wieder zurüksezte! — Er hielt unsere Wittwe nun noch mehr, und ohne sich davon abbringen zu lassen, für ein hochweises gelehrtes Weib, die sich unberufen in fremde Dinge mischte, und überall ihre pedantischen Sentenzen anzubringen suchte. Frau von Montespan, die es nach der löblichen weiblichen Inkonsequenz nachher wieder bereute geschwazt zu haben, mochte nun einwenden was sie wollte, der König beharrte eine Zeitlang auf diesem schiefen Urtheile. Und unsere gute Wittwe, war doch ge-

wiß keine steife Gelehrte, keine Schwäzzerinn, keine Sentenzenkrämerinn, aber eine ernste Denkerinn war sie, die alles mit Wärme, Natur, und Wahrheit sagte. In diesem schiefen Lichte stand sie nun wieder beim König, und seine Bekanntschaft mit der verheuratheten Frau von Montespan wurde unterdessen immer lauter.

Die königliche Gemahlinn, eine sanfte gute Seele *) ertrug ihre Hintansezzung im Stillen; viele rechtschaffene Priester eiferten gegen diese so sträfliche Verbindung des Königs. Frau von Montespan wurde durch das öftere Bußpredigen so gar oft von Gewissensbissen gefoltert, der König auch, allein sie entsagten einander doch nicht. Der edeln Scarron die alles anwandte, war es eben so unmöglich sie zu trennen, als den übrigen. Ein stolzer König durch heftigen Widerstand mehr gefesselt, und eine Montespan durch Eitelkeit und Sinnlichkeit in der Schwäche erhalten, hatten für die Rükkehr zur Tugend keinen Sinn. Unter diesem lang daurenden Kampfe zwischen Wollen und nicht Können, gebar die Lieblinginn zwei Kinder, aus deren Geburt das gröste Geheimniß gemacht wurde. Die Wahl einer Erzieherinn fiel

*) Sie war eine spanische Prinzessinn.

auf unsere Franziska. Ihr ward von der Mutter der Antrag dazu gemacht, den sie unter mancherlei Ausreden lange von sich ablehnte, bis ihre Wohlthäterinn sie endlich in hohem beissenden Tone der herrschsüchtigen Königslieblinn des Undanks beschuldigte: „Nun wenn ich denn doch Ihre Kinder erziehen muß — antwortete die Wittwe unwillig — so mag es mir der König erst befehlen; —

Dies geschah, und der König beschenkte die neue Erzieherinn jezt schon, wider ihren Willen, königlich! — Franziska übernahm die Erziehung seiner Kinder zwar gezwungen, aber fest entschlossen, ihre Pflicht pünktlich zu erfüllen. Es war ein Prinz und eine Prinzessinn, hübsche hoffnungsvolle Kinder. Der Prinz gedieh unter ihrer treflichen Leitung bald so, daß ihn Jedermann bewunderte, und der König darüber entzückt, fieng an die Wittwe Scarron wieder hoch zu achten, beinahe zu lieben. Er sah ein, wie ungerecht er sie beurtheilt hatte, wie hoch sie über seinem Ideale stand. Doch, wieder auf den jungen Prinzen zu kommen. Er wurde einst von Schmeichlern gefragt: „Wie es doch möglich sey, schon in diesen Jahren so viel Geisteskultur zu besizzen? „ — Seine Antwort war passend: — „ Wundert Euch doch

nicht — sagte der Kleine — da ich die Weisheit selbst zur Führerinn habe!„ — Madam Scarron prägte ihm strenge Bescheidenheit ein. Adeln Sie den Fürsten erst durch den guten Menschen, sagte sie ihm oft vor, bis er den Menschen nicht mehr über den Fürsten vergaß. Nicht so helle dachte hierüber seine Mutter, welche das schöne Gebäude dieser zwekmässigen Erziehung oft zu zertrümmern drohte! — Die beiden Damen lebten darüber in beständigem Streite, und die geistesärmere Montespan vermochte es nicht, ihre Gegnerinn mit Gründen zu besiegen. Oft stand das verblendete Weib im Begriffe unsere Franziska von ihren Kindern zu entfernen, allein da sie nun einmal zur Vertrauten gemacht war, so wagte sie es nicht. Der König hatte unaufhörlich zu thun, die beiden Damen wieder zu versöhnen, und ergriff meistens die Partie der edlen Scarron. Sie wußte ihn bereits mit hinreissender Beredsamkeit zu fesseln, und mit Vestigkeit (eine Tugend die ihm an Weibern fremd wär) zu überraschen. Um diese Zeit kaufte sie von den erhaltenen reichen königlichen Geschenken, das schöne adeliche Gut Maintenon *), welches der König zu

*) Maintenon ist ein Städtchen oder Flekken in Orleannois, mit einem schönen Schlosse, drei

einem Marquisate erhob, und dabei die Wittwe Scarron öffentlich zur Marquisin von Maintenon erklärte. Sie schrieb sich aber von dieser Zeit an nie anders als Frau von Maintenon, und so wollen wir sie jezt auch nennen.

Wie doch das Schiksal bei gewissen Menschen wider ihren Willen so oft wechselt! Aus der armen Wittwe Scarron ist nun eine ziemlich reiche Marquisin geworden. Der Lohn ihrer Verdienste hat sie ohne Kriecherei und Buhlerei, dahin gebracht. Das Gut freute sie ungemein! — Sie erhielt dadurch Gelegenheit ein Trüppchen gute Unterthanen glüklich zu machen, und bekam einen eigenen Winkel, wo sie sich vor den lästigen Hofkabalen verkriechen konnte. Man sah sie jezt weit mehr auf ihrem Gute wohnen, als am Hofe erscheinen, wo ihr der Neid sonst die Nachtruhe nicht ließ. Nur dann kehrte sie zu ihm zurük, wenn sie vom König berufen wurde und er seiner rathgebenden Freundinn bedurfte. Immer näher lernte er sie kennen, immer nöthiger wurde ihm ihr geistvoller Umgang. Wirklich gewöhnte sich der wilde, troz-

Stunden von der Stadt Chartres. Die Wittwe Scarron kaufte dies Gut nur für 250,000 Livres, und es trug ihr ungefähr 12,000. Liv. jährlich ein.

zige, auffahrende, stolze König schon an ihre sanfte Moral, er fieng an die Religion zu schäzzen, und sich ihr zu weihen.

Man beschuldigte zwar die Marquisin daß sie ihn durch diese Bekehrung zu harten Bedrükkungen der Protestanten verleitet habe. Absichtlich that sie es aber gewiß nicht, dafür bürgt uns die Sprache gegen ihren intoleranten Bruder, wodurch sie ihn ernstlich ermahnte die katholische Religion nicht mit Feuer und Schwerdt zu predigen. Der König hatte ihn aus Dankbarkeit gegen sie zum Statthalter in einer Provinz gemacht, wo er seine Gewalt gegen die Protestanten sehr unwürdig mißbrauchte. Er glich hierin unserer *Maintenon* ganz und gar nicht, die zwar noch immer den eifrigen Bekehrungsgeist besaß, aber ihn nicht auf Kosten des Herzens und der Menschenliebe ausübte. Daß der König von Bösewichtern verleitet, die Religion mit Gewalt mißbrauchte, daß er Blut vergiessen — welches seinem kriegerischen Geiste so natürlich war — für verdienstlich hielt, daß überhaupt sich um diese Zeit am Hofe ein falscher Religionseifer einschlich, dies alles kann man, ohne ungerecht zu seyn, nicht so geradezu auf ihre Rechnung sezzen! — Sie würde als sanftes Weib freilich edler und vernünftiger gehandelt haben, wenn sie sich in diese wich-

tige Angelegenheit, wo Mißbrauch der guten Absicht voraus zu sehen war, ganz und gar nicht gemischt hätte. Der strengere Moralist wird ihr aber in dieser Rüksicht einen so grossen Fehler auch nicht leicht verzeihen, wenn Franziska schon in jenem Zeitalter lebte, wo die Duldung noch in der Wiege lag, und ihre Absicht nicht übel gemeint war. Eine nicht übel gemeinte Absicht entschuldigt die schlimmen Folgen, die auf Unkosten der Menschheit daraus entstanden, ewig nicht!

Doch wir verliessen die Marquisinn an der Seite des Königs, der selbst nach Maintenon zu ihr kam. Es war der erste Besuch den er bei ihr machte. Er staunte, in ihren Zimmern nicht jene üppige Pracht zu finden, die er sonst bei seinen ehemaligen Lieblinginnen gefunden hatte. Alles verrieth den einfachsten Geschmak, und Hang zur schwermüthigen Religiosität. Auf einem Tischchen stand, statt der medezeischen Venus, ein hübsches Kruzifix von weissem Marmor, auf dem andern ein künstlicher Todtenkopf mit allem Schrekken der Verwesung bezeichnet von lauter Sinnbildern die der Ueppigkeit trozten, den Geist in heiligen Ernst erhielten, und das Herz auf seine Schwächen aufmerksam machten, war die Marquisin umgeben. Wer sie so mitten unter dieser Einrichtung, mit

der arglosen Mine der Unschuld und Andacht sah, der bebte voll hoher Bewunderung und Ehrfurcht zurük! — Selbst der König wurde von diesem Anblik unaussprechlich überrascht! Das böse Gewissen erinnerte ihn im Tempel der Weisheit, plözlich an seine sträfliche Lebensart. Enge ward es dem Lüstling ums Herz, so enge, daß er betroffen, erschüttert, kaum stotternd, noch sagen konnte „Weg, um Gotteswillen weg, mit diesen Bildern der milzsüchtigen Schwermuth! „ — „ Haben Sie Angst vor ihnen, mein König? — „ erwiederte die fromme, sanfte Marquisin, und der König schwieg lange! —

Marianne Ehrmann.

(Nächstens der Beschluß.)

Erzählungen.
aus der alten Welt.
von
J. J. Harmsen.

Dritte Sammlung.

Zeno.

Zu einem dreisten Jüngling, welcher gern
Die grosse Kenntniß, die er schon erlangt
Beweisen wollt' und vorlaut schwazte, sprach
Der ernste Zeno: Darum haben wir
Der Ohren zwey, jedoch nur einen Mund,
Damit wir stets gedenken, daß sich's nicht
So viel zu reden, als zu hören schikt!

Aeneas.

Als Ilium nach manchem harten Kampf
Nun von den Griechen eingenommen war,
Verkündeten den Ueberwundnen sie
Durch einen Herold: Jeder Teukrer mag
Ein Stük von seinen Gütern, welches ihm
Am liebsten ist, sich wählen, und damit
Von dannen ziehen. Und Aeneas nahm,

Indem der eine Gold, der andre Erz,
Ein andrer Purpur oder Silber trug,
Nur seines Hauses Götter. Dieses sahn
Die Griechen, und des Mannes Frömmigkeit
War ihnen werth: und sie erlaubten ihm
Nun noch ein Stük, was ihm das Liebste sey,
Sich auszuwählen. Da erwählt' er sich
Anchisus seinen Vater, nahm ihn auf
Die Schultern und gieng froh mit ihm davon.
O! braver Mann! erschallte weit umher
Der Griechen Stimme, die auch dieses sahn,
Nimm alles, was du hast und was du willst!
Denn wer die Gottheit über alles schäzt,
Und nächst der Gottheit seine Eltern,
Dem zürnet niemand, wär' er auch sein Feind!

Artemenes und Xerxes

Darius starb, und seiner Söhne zwey
Verlangten jezt den königlichen Thron
Des Vaters zu besteigen. Jeglicher
Von ihnen hielt sein Recht dazu für weit
Gegründeter, als seines Bruders. Denn,
Behauptet Artemenes, wer zuerst
Geboren wurde, muß des Vaters Thron
Ererben, und ich bin der Aelteste.
Mit nichten, sagte Xerxes, denn als dich

Einst unser Vater zeugte, war er noch
Der Perser König nicht, und nur der Sohn
Des Königs kann des Thrones Erbe seyn,
Und der bin ich. So stritten beide lang'
Und wählten Artaphernes endlich, daß
Als Oheim er den Streit entschiede. Der
Erklärte Xerxes Anspruch an dem Thron
Für den gegründetsten: und also ward
Er König. Artemenes ließ es sich
Gefallen, zürnte seinem Oheim nicht
Und blieb auch seinem Bruder Xerxes hold
Jedoch auch dieser ward durch seinen Sieg
Nicht übermüthig, und bewies daß er,
Hätt' es der Oheim so für Recht erkannt,
Auch seinem Bruder gern gewichen sey
Ja! unter Beiden, als sie noch den Streit
Verfochten, blieb die Bruderliebe stets,
Und öfters sandten sie Geschenke sich
Und luden sich zu Freundschaftsmalen ein.

Der du, wenn über eine Kleinigkeit
Sich zwischen dir und deinem Freunde Zwist
Erhebt, ihn zürnend von der Erde gleich
Vertilgen möchtest, denk an diesen Streit
Des edlen Bruderpaars und schäme dich!

Hannibal.

Als Hannibal sich einst nach Ephesus
Begeben, luden seine Freunde ihn
Den grossen Phormio zu hören, ein.
Und Phormio, ein gar beredter Mann,
Als er den grossen Feldherrn vor sich sah,
Sprach einige Stunden von des Feldherrn Pflicht
Und allem, was der Krieg erfordere.
Des größten Beifalls sicher, fragten drauf
Die Freunde Hannibaln: Was dünket dich
Von unserm Philosophen? Hannibal
Erwiedert: Manchen Thoren hört' ich schon,
Und manchen der vor Alter kindisch war:
Doch solchen Unsinn, als ihn Phormio
Da schwazte, hab' ich nimmer noch gehört.

Sprich nicht von Dingen die du nicht verstehst
Zumal in eines Kenners Gegenwart.

Hipponikus.

Hipponikus der Sohn des Kallias
Als seinem Vaterland' ein Denkmal er
Zu weihn beschlossen hatte, und man ihm
Vom größten Meister den es ehmals gab,
Von Polykletus es verfertigen
Zu lassen anrieth, sprach: Mit nichten! denn

So

So würde meiner nicht, des Künstlers nur
Der es verfertigte, mit Ruhm gedacht.

War's also wohl das Vaterland, das er
Zu ehren dachte? Wollt' er nicht vielmehr
Sich selbst nur ehren? Täusche ja dich nicht,
Und rechne, wenn du einer grossen That
Dich gerne rühmen möchtest, das zuvor
Daran, was du aus Eigennuz nur thatst,
Und siehe dann, wie viel noch übrig bleibt.

Demonax.

Einst pralte zu Athen Sidonius
Der Afterweise, wie in jedem Fach
Des Wissens er zu Hause sey: Wenn mich,
So sprach er, Aristoteles in das
Lycaeum ruft, so folg' ich ihm sogleich;
Und Plato, wenn in der Akademie
Er mich zu sehn verlangt, so komm' ich ihm!
Ruft Zeno mich zur Halle, — bin ich da!
Verlangt Pythagoras nach mir, so kann
Ich schweigen — Hör! Pytbagoras verlangt
Recht sehr nach dir! rief plözlich Demonax.

Scipio.

Von dem Tribunen Marcus Nävius
Ward Scipio der Afrikaner bei

Dem Volk verklagt, als ob Antiochus
Der Syrer König ihn bestochen, daß
Er unter günstigern Bedingungen
Den Frieden ihm verliehen, und das Wohl
Des römischen Volkes nicht genug bedacht.
Mit einem Blikke voll Verachtung auf
Den ungerechten Kläger, wandte sich
Der Feldherr an das Volk, und sprach: Laßt nie
Des Dankes uns vergessen, welchen wir
Den Göttern schuldig sind, ihr Bürger, heut
Ist es der Jahrstag, als ich Hannibal
Den wichtigsten der Feinde, welche je
Den Römern drohten, glüklich überwand.
Kommt, eilet mit mir auf das Kapitol,
Und danket froh dem grossen Jupiter
Den Ruhestörer dorten — lasset stehn.
Er sprachs und wandte sich, und alles Volk
Das über ihn zu richten da war, gieng
Voll Freuden mit ihm auf das Kapitol,
Und brachte nach vollendetem Gebet
Zu seinem Hause jauchzend ihn zurük.

Viel leichter wird dirs seyn, Beschuldigung
Von dir zu wälzen, wenn durch wirkliches
Verdienst, du einen guten Namen dir
Erwarbst und fest ihn einmal gründetest.

Lorenz Sterne an einen Freund.

(Aus dem Englischen.)

Ich hab' ihn gesehen — ihren rührenden Blik — ihr leidenvolles Auge versteinerte mein Blut — eine ganze Flut überschwemmte diese einst so hellstrahlenden Sphären — ihre vorigen sympathetischen Gesichtszüge — so angenehm in ihrem Zusammenwirken — sind nun verwelkt, verwüstet, und todt; ihre Reize sind hingeschwunden in eine Schwermuth, die mein Mitleid erregt. Ja — mein Freund, unsere einst so geist- und lebenvolle Henriette ist nun ein Gegenstand, der ihre Seele durchboren muß. — Wie verworfen ist das Herz, welches die Thränen der Unschuld hervorzwingt, und die Ursache, die schändliche Ursache ist, daß eine so schöne, bisher so flekkenlose Seele herabgewürdigt, und in eine See von Leiden und Reue versenkt wurde! — Der Mann — geboren die Schönheit zu beschüzzen — spielt er nicht die Rolle eines Teufels? — zuerst durch Versuchungen sie zum Falle reizzend, und dann triumphirend über seinen Sieg? — Wenn Schlechtigkeit einmal Gewalt über einen Menschen erhalten hat; so unterläßt sie selten den Elenden von oben bis unten zu be-

sudeln. — T.... einst der fröhliche Genosse unserer jugendlichen Ausschweifungen wußte, sich durch einen tief angelegten Plan so sehr in die Gunst des Greisen einzuschleichen, daß auch er mit allem Tiefblik, und aller Erfahrung, womit alte Leute sich gemeiniglich viel wissen, seine Absicht nicht zu entdekken vermochte, und — nach der Güte seines eignen Herzens — sie für ehrbar hielt. — Hätt' ich seinen Zwek gewußt — geflogen wär' ich auf den Schwingen der Freundschaft — der Hochachtung — der Zuneigung — und gerettet hätte ich die liebenswürdige Unschuldige aus den Händen des Räubers: — stossen Sie sich nicht an meinem Ausdrukke — lange her verknüpften mich gegenseitige Bande der Zuneigung mit ihr, aber sie ist aus einem reinern Stoffe geformt, diese Zuneigung, als jene grobe sinnliche, welche die Natur zur Fortpflanzung in uns gelegt hat. — Ich hoffe die Idee von Unschuld noch immer bei ihr beizubehalten, und sie auch künftig noch zu lieben. — Das ganze Geschlecht wollt' ich lieben, wenn alle es eben so verdienten, wie sie.

Mit einer Hand die ihrige haltend — die andre um ihren Leib geschlungen — (vorhergehende Vertraulichkeit verstattete ihm solche Freiheiten,) mit einem täuschend angenehmen Blikke, strömte sein

Mund Betheurungen aus, und beschwor, so heilig auch Eide sind, mit aller Ueberredungskraft eines gewissenhaften Mannes das tiefe Gefühl seiner Liebe, — die Innigkeit seiner Verehrung — die Stärke seiner Anhänglichkeit; durch diese und andre kunstvolle, seinem verworfenen Vorhaben dienliche Mittel, die er, wie Sie wissen, nur gar zu sehr in seiner Gewalt hat, — gewann er das offene, unerfahrne Herz der gutmüthigen Henriette, und raubte ihr edelstes Kleinod. — O England! wo sind deine Senatoren? — wo sind deine Gesezze? — und du Himmel! wo säumt dein tödtender Donner? warum hältst du deine Blizze zurük, daß sie diesen niederträchtigen Verführer zur Rache seines Verbrechens nicht zerschmettern? — Ich — mein Freund — ich war der Diener der Gerechtigkeit, von ihr gesandt ihre Beleidigung zu rächen — zu rächen? — ich wiederrufe mein Wort — nur das Unrecht etwas zu verringern. — Neuigkeiten des Jammers fliegen — ich hörte sie, nahm die Post, und fuhr nach .... Dort vergaß ich meines Charakters, — das ist so die Art der Enthusiasten, und Enthusiasmus ward eigentlich jezt mein Charakter, — ich sah ihn in seiner Einsamkeit, ich flog aus der Kutsche, ergriff ihn am Kragen — und im Aufruhr der Leidenschaft

foderte ich — (gewiß, wenn der Zorn je Entschuldigung verdient; so muß es dann seyn, wenn er durch den Abscheu vorm Laster erregt wird,) ich foderte Ersaz von ihm. — Und bei Gott! was war er im Stande mir entgegen zu sezzen? Rache? — sollen denn diese kriechenden Insekten, — diese Verwüster der Schönheit — diese Seelenmörder — sicher für ihre Personen umher schleichen, in ihren Hölen lauern, und alles um sich her plündern. — bei der Verwirrung, in die meine Wuth ihn sezte, drängte ich ihn mit seinem Verbrechen — stellte seine Niederträchtigkeit ins Licht — verdammte seine Schlechtigkeit! — indessen daß feige Schuld auf seiner finstern Stimme saß, und, wie ein seiner Missethat bewußter Verbrecher, zitternd seine Furcht bekannte. — Er hoffte, es würden Mittel zu finden seyn zu einer hinlänglichen Erstattung — schlug das Anerbieten seiner Hand als Genugthuung, — und ein Leben ihrem Dienste geweiht als eine Vergütung seines Fehlers vor. — Seine Demüthigung rührte mich — sie war das einzige Mittel, welches er aufbringen konnte, meinen Zorn zu besänftigen. — Ich stokte — hielt inne — dachte nach — und muß noch immer nachdenken über einen so wichtigen Gegenstand. — Stehen Sie mir bei: — halb fürchte ich mich, meine Henriette den

Händen eines Mannes anzuvertrauen, von dessen Charakter ich gar zu wol weiß, daß er gerade der Antipode des ihrigen ist. — Er ist ganz Feuer und Ausschweifung — sie ganz Sanftheit und Empfindung! — auch kann ich nicht denken, daß einige Hoffnung der Besserung da wäre, — sein Anerbieten ist mehr die Wirkung der Ueberraschung oder Furcht, als der Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit. — Aber die Welt — die Welt wird ihre Stimme erheben — und meine Henriette soll ein Auswurf der Gesellschaft seyn! — Immerhin! ich sehe sie lieber so, als auf ihr Leben angekettet an eine Masse von Lastern! — sie soll sich zurükziehen in einen Winkel der Erde, und dort den Ueberrest ihrer Tage in Kummer verweinen — vergessen soll sie des Elenden, der ihres Zutrauens mißbrauchte, aber stets des Freundes sich erinnern, der sie in ihrer Einsamkeit trösten wird. Sie mein theurer Karl, sollen Theil nehmen an dem wonnevollen Geschäfte ihr zuzuflüstern: „Friede denen, „die Kümmerniß leiden, und Genesung denen, „deren Seele verwundet ist. — Leben Sie wohl.

Z.

Fragmente aus der Menschenkunde.

(Fortsezzung.)

Eine Hauptquelle der meisten menschlichen Fehler, und eines der größten Hindernisse, das die Menschen an der Selbstveredlung hindert, ist die Eigenliebe, oder die ausgeartete Selbstliebe. Sie beherrscht uns arme schwache Menschen, nach Beschaffenheit der Umstände, in einem geringern oder grössern Grade, allmächtig, und artet, wenn wir nicht strenge über ihre Fortschritte wachen, gar gerne in lasterhafte Selbstsucht aus. Wie schröklich sie uns dann irre führen kann, wenn sie einmal bis auf diesen Punkt gestiegen ist, werden wir in der Folge sehen; für jezt nur ein ernstes Wörtchen über ihre Natur und Aeusserungen. Aus der Eigenliebe entspringt, da wo sie uns nur noch in einem geringern Grade beherrscht, unsere verstokte Blindheit und Selbsttäuschung gegen wirkliche Fehler, die jeder Hellsehende erblikt, nur wir selbst nicht, unsere Störrigkeit gegen Vernunftgründe und freundschaftliche Warnung, unser selbst

gefälliger, wohlbehaglicher Eigensinn im Irrthum, unsere übermüthige, unbescheidene, eitele Zuversichtlichkeit auf alle Handlungen, sie mögen sträflich, übereilt, lächerlich, unmenschenfreundlich, oder unzwekmässig seyn, unser falsches, am unrechten Orte angebrachtes Ehrengefühl, unser aufgeblasener, auf nichts, als Irrthum und Schwachköpfigkeit gegründeter Hochmuth, und endlich noch jene widrige, sträfliche Empfindlichkeit gegen Andere, die uns in der Selbstveredlung hemmt, und unerträglich macht. Man trifft diese auf falsches Ehrengefühl gebaute Empfindlichkeit gegen Andere auch meistens nur bei dem reizbaren weiblichen Geschlechte, und bei weibischen Männern an. Hier treibt sie! durch die Eigenliebe gebohren und genährt, ihr Glükseligkeit störendes Wesen, lodert auf bei dem geringsten Anlaß, wie prasselndes Strohfeuer, und untergräbt so manchen süssen, häuslichen Frieden. Unsere weibliche Reizbarkeit, sonst die Quelle des Schönen und Guten, wenn wir nur wollen, nimmt hier, durch sie, eine irrige Wendung, und verbittert Andern, mit uns, das Leben. Wir Weiber dürfen zwar, als fein organisirte Geschöpfe, die zur reizbarsten Empfindsamkeit von der Natur ausgerüstet sind, alles was uns begegnet fein und tief fühlen; allein unsere

Gefühle müssen sich nach den Grundsäzzen der ächten Philosophie des Lebens modeln, und dürfen aus Eigenliebe im häuslichen Leben, gegen Gatte, Aeltern, Geschwister, und Erzieherinnen nicht in überspannte Empfindlichkeit ausarten. Sehr unglüklich ist, zum Beispiel, der Mann, dessen Gehülfinn, aus angewöhnter Empfindlichkeit, über jedes kleine Mißverständniß die Fassung verliert, in Thränen zerrinnt, alle Pflichten versäumt, und in die sträflichste moralische Erschlaffung versinkt. Eben so unglüklich muß sich auch eine Mutter oder Erzieherinn fühlen, wenn sich ihre kleinseeligen Zöglinge, von Eigenliebe und schiefem Ehrengefühl verblendet, bei jedem ernsten Worte, bei jedem gründlichen Widerspruch, bei jedem liebevollen Verweise, bei jeder Ermahnung zur Vorsichtigkeit, bei jeder wiederholten Zurechtweisung der überspannten Empfindlichkeit hingeben, und niedrig, undankbar, unedel genug denken, die langmüthigste Geduld so elend zu lohnen. Auch die Geschwister unter einander und ganze Familien müssen unglüklich werden, wenn sich dieser häßliche Auswuchs der wahren Ehre, und diese Geburt der Eigenliebe unter ihnen einmal eingenistet hat. Es giebt leider noch so viele Weiber, Mädchen und weibische Männer, bei denen sich das schiefe

Ehrengefühl, und die Eigenliebe auf diese Art in jeder Minute empört, besonders dann, wann ihnen Fehler vorgehalten werden. Löblicher und zwekmässiger wäre es aber, wenn die so schwachen, von der Eigenliebe verblendeten Menschen, das wahre Ehrengefühl vor dem begangenen Fehler sprechen liessen, damit es sie, noch frühe genug, zur Aufmerksamkeit hätte mahnen können. O gewiß, meine lieben Leserinnen, das wahre Ehrengefühl leidet dann, wann Andere aus Liebe auf unsere Veredlung antragen, nicht im geringsten, es gewinnt im Gegentheil sehr viel dabei durch den guten Willen, der sich zur Besserung geneigt finden läßt. Man ehrt sich durch standhafte, von der Eigenliebe befreite Selbstverläugnung weit mehr, als mit übertriebenen Ansprüchen auf die Schonung Anderer, die durch eine widrige Empfindlichkeit erzwungen werden sollen. Wir sind ja doch alle überzeugt, daß kein Mensch ohne Irrthum oder Fehler lebt, und die von wahrem Ehrengefühl beseelten Menschen werden sich schämen, vor Andern Fehler zu begehen; aber nicht, sich daran erinnern zu lassen. Edel, schön und groß ist es, frei von blinder Eigenliebe und weibischer Weichlichkeit, die wahre Ehre nicht auf diese zwekwidrige Weise suchen zu wollen, so gar den Muth

zu haben, über eigene Fehler in Gegenwart Anderer freimüthig zu sprechen, und jede Zurechtweisung mit warmem Danke anzunehmen, sie komme von wem sie wolle, oder wo sie wolle. Unerfahrnere müssen und sollen den Erfahrnern willig und bescheiden das Ohr leihen, wenn sie sich anders von dem durch die Eigenliebe verwilderten selbstsüchtigen Pöbel unterscheiden wollen, und es ihnen durch Verfeinerung der Eigenliebe um frühe Selbstveredlung zu thun ist! —

* * *

Ueberhaupt liesse sich von den Weibern in Rüksicht auf Selbstveredlung viel Gutes hoffen, wenn sie durch die Eigenliebe nicht auch hoch zu Launen und Kaprizen verleitet würden, welche sie oft eben so unerträglich machen, als die Empfindlichkeit am unrechten Orte. Wir wissen zwar wohl, daß die so häufigen weiblichen Launen und Kaprizen auch zum Theil aus einer entarteten Einbildungskraft, und aus körperlicher Reizbarkeit entstehen; allein wir wissen auch, daß ihre Hauptquelle doch nur eine reizbare Eigenliebe ist und bleibt. Herabsezzend muß es für uns seyn, daß die Männer, über diese Launen und Kaprizen noch immer Anlaß genung finden, so mitleidig über uns zu lächeln! — „Sie ist ein launenhaftes, kaprizio-

ſes Weib, mehr kann man von ihr nicht fordern.„
So heißt es unter ihnen, wenn ſie voll ſtolzem
Uebermuth mit dem Wörtchen Weib etwas recht
Kleines bezeichnen wollen. Wehe, ſehr wehe, thut
dieſer beiſſende Spott, beſonders weil ſo manche
unter uns ihn durch Launen und Kaprizen auch
wirklich verdienen. Die Hand aufs Herz, meine
Freundinnen, iſt es etwa nicht ſo? — Aendert
nicht oft die Gattinn oder das Mädchen an ihrer
Seite, um nichts und wieder nichts, zu jeder Minute,
aus beleidigter Eigenliebe, launenhaft die
Gemüthsſtimmung? — Trozt ſie den Männern
nicht ſo manchmal, ohne die geringſte Veranlaſſung?
— Macht ſie nicht oft eitle, überſpannte
Forderungen an ſie, und ſchmeichelt ſich mit groſſen
Erwartungen? — Stellt ſie ſich aus Laune
und Kaprize nicht oft krank, oder bildet ſich ein
es zu ſeyn, nur um bedauert zu werden? — Sezt
ſie ihnen nicht oft, im leichtſinnigen, eigenliebiſchen
Muthwillen, herzloſe Kokketterie, tükkiſchen
Eigenſinn, oder hartnäkkigen Widerſpruch entgegen,
ſo bald es die Eigenliebe einmal befohlen hat, ihre
weibliche Gewalt zu mißbrauchen? — Wenn
ſchon dieſer weibliche, durch die Eigenliebe erzeugte
Deſpotismus oft blos einer liebelnden Schäkkerei
gleicht, ſo vermag er es doch nach und nach

das Herz bis zur lasterhaften Selbstsucht zu verhärten, und kalt für die Leiden Anderer zu machen. Uebrigens beweißt uns die tägliche Erfahrung, daß sich viele Frauenzimmer der Launen und Kaprizen, sogar in Gesellschaften, nicht erwehren können, und eben dadurch auf mancherlei Weise das Vergnügen Anderer stören. Dort ist noch der Ort, wo sie sich oft nicht scheuen, bald vom Wetter, bald von der Etikette, bald von der gränzenlosesten Eitelkeit, bald von der unbändigsten Eigenliebe abzuhängen, und sich, wo nicht verächtlich, doch gewiß lächerlich zu machen. Unendlich groß ist, zum Beispiel, ihre Lüsternheit im Essen und Trinken. Es giebt welche aus unserer Mitte, die sich den ganzen Tag über sehr unglüklich fühlten, wenn sie Morgens den Kaffee entbehren mußten. Wider andere giebt es, die zwischen den Mahlzeiten durchaus naschen müssen. Viele hört man oft auch gerade zu behaupten, sie könnten diese oder jene Speise um den Preis einer ganzen Welt nicht geniessen. Ach wie sehr verunstaltet diese launenhafte, sinnliche Lüsternheit das weibliche Geschlecht, wie verdächtig, wie unglüklich, wie unerträglich, wie lächerlich wird es durch sie! — Da wo der Körper so ganz Meister über den Geist wurde, steht die weibliche Treue auf schwachen Stützen,

und die Tugend kann nur dann in ihrer vollen Kraft wirken, wenn der Geist nicht durch grobe Sinnlichkeit und launenhafte Lüsternheit gelähmt wurde! Sich von einem verwöhnten Körper und von der herrschsüchtigen Eigenliebe durch Lüsternheit und Launen so ganz tyrannisieren zu lassen, heißt wahrlich dem Geist jede Thatkraft zur Selbstveredlung rauben.

So meine Freundinnen kann uns die Eigenliebe endlich auch Stufenweis zur wirklich lasterhaften Selbstsucht hinführen, in der wir alles vergessen, nur unser liebes Ich nicht, und so kann uns, die aus der Eigenliebe entstandene Selbstsucht, bei jedem Anlaß wo unser gekostetes Ich ins Spiel kömmt, zum niedrigen Eigennuz, zum schwarzen Neide, zum schlauen Kabalengeist, zur groben Ungefälligkeit, und zur fühllosen Hartherzigkeit verleiten. Wir können dadurch am Ende so tief sinken, daß es uns, als hartherzigen Selbstsüchtlerinnen nicht mehr schwer ankömmt, Andere die von uns abhängen, mit ausgesonnenen Qualen zu martern. Wehe, wehe dem sanften weiblichen Herzen, das sich von der Pest der Eigenliebe anstekken läßt, und dem Uebel nicht steuert, bis die Wunde unheilbar ist! — Was anders, als eine zur strafbarsten Selbstsucht reifende Eigenliebe ist

der Grund der launenhaften Tyrannei so vieler Weiber gegen ihre Untergebene? Wie oft hört man nicht aus einem schönen Munde den despotischen Ton, der das zur Sanftmuth geschaffene Weib noch mehr entstellt, als ein Bart eine Grazie schänden würde! — „Thu sie dies, thu sie jenes! — Nein, laß sie es nur bleiben, sie ist zu ungeschikt! — Hat sie es gehört, Ruhe will ich haben! — Auf der ganzen Welt lebt kein unbeholfeneres Geschöpf, als sie ist! — Wie unausstehlich, ihr Anblik ärgert mich zu tode!„ — u. s. w. u. s. w. Dies ist die harte Sprache, die sich so oft ein Weib erlaubt, ohne zu bedenken, wie sehr sie sich selbst dadurch erniedrigt, ohne zu bedenken, daß dies der erste Schritt ist, um ein moralisches Ungeheuer zu werden! Und doch ist es bei vielen so sehr schon Gewohnheit, Kammermädchen, Aufwärterinnen, Dienstmägde zu mißhandeln! O Weiber bedenkt, daß diese Unart, diese egoistische Herabwürdigung Anderer, oft solcher Menschen, von deren Liebe und Treue Ihr überzeugt seit, wenn Ihr sie nicht unterdrükt, wenn Ihr sie zur Gewohnheit einwurzeln läßt, Euch unter andern Umständen zur schauderhaftesten Grausamkeit verleiten kann. Denn wer nicht selbst vor sich erschrikt, wenn er das erste Mal aus eitler

Selbst-

Selbstsucht Andern wehe thut, der wird gewiß am Ende eben so kalt Menschenblut fliessen sehen, wenn sein Egoismus dadurch befriedigt wird! Wer Anfangs, aus egoistischen Gründen, untheilnehmend Menschen kann unglüklich sehen, der ist selbst fähig, aus gleichen Gründen, auch Unglükliche zu machen! —

Wie verächtlich steht die hartherzige Selbstsüchtlerinn an der Seite eines edeln Weibs, die ihre Eigenliebe im Zaume hielt, und sie nicht bis zur verabscheuungswürdigen Selbstsucht ausarten ließ! Ein widriger kontrastirender Anblik! Aengstlich dreht sich die Selbstsüchtlerinn nur um ihr liebes Ich herum, aber das edle Weib nimmt überall auch auf Andere Rüksicht. Aengstlich mißt die Selbstsüchtlerinn nur immer ihren Vortheil ab, während die Edle menschenfreundlich den Vortheil Anderer aufsucht. Aengstlich fragt sich die Selbstsüchtlerinn, ob ihr diese oder jene Handlung schade? — Aber die Edle rechnet nicht zum voraus so genau mit sich selbst. Das Wohl eines ganzen Volks, das Glük einer braven Familie, die Ruhe eines Geliebten, oder eines Freundes sind ihr weit heiliger, als ihr eigenes Ich. Alle Opfer, die sie mit verfeinerter Eigenliebe ihren Brüdern und Schwestern bringt, kosten sie keine Mühe, da wah-

res Ehrengefühl, und sanfte Gutherzigkeit sie da-
zu spornen. Wenn wir so manche Großthaten, aus
verflossenen Jahrhunderten, überblikken, so sind sie
sicher meistens nur die Früchte edler Seelen, die
ihre Eigenliebe nicht in Selbstsucht ausarten liessen.

Aeltern! wenn erst bei euern Kindern die Ei-
genliebe verfeinert ist, und sie frei von lasterhaf-
ter Selbstsucht aufwachsen können, dann erst wer-
den unsere Nachkömmlinge besser werden, als wir
jezt sind! —

* * *

Doch, noch steht der weiblichen Selbstveredlung
neben diesen Fehlern, auch die Seelenkraft läh-
mende Unentschlossenheit im Wege. Das sonst
so liebenswürdige weibliche Geschlecht muß erst
durch Nachdenken und Grundsäzze lernen, auch
bei der geringsten Handlung, in und ausser dem
häuslichen Leben, eine gewisse, auf Ueberlegung
gegründete Entschlossenheit zu behaupten, eh' es
zur selbstveredelten Reife gelangen kann. Es muß
erst lernen, sich von jenem kleinlichten Wankel-
muth zu entwöhnen, durch die es zum ewigen
Widerspruch, und zur Unentschlossenheit hingeris-
sen wird. Man beobachte doch nur die meisten
Frauenzimmer im häuslichen Leben, wo sie sich
meistens keinen Zwang anthun, es ist zum Er-

staunen, wie oft sie da von Wankelmuth und Unentschlossenheit, bei den geringsten Handlungen bemeistert werden. Bald wollen sie dies thun, dann wollen sie es wieder nicht. Jezt lüstet es sie nach diesem, hernach wieder nach jenem. In dieser Stunde sprechen sie mit scheinender Gewißheit vom Ausgehen, zwei Minuten später ist es ihnen wieder verleidet. Rasch gedenken sie oft, auf der Stelle diese oder jene schöne That auszuüben, dieses oder jenes nöthige Geschäft zu vollenden, und ehe sie noch den Fuß dazu aufhoben, ist die feurigste Lust durch Unentschlossenheit schon wieder zertrümmert. Hundert tausend elende Bedenklichkeiten, hundert tausend kindische Launen fesseln ihren Willen. Sogar beim Ankleiden können sie oft ihre wankelmüthige Unentschlossenheit nicht verläugnen. Hier wird dieses Kleidungsstük verworfen, dort ein anderes hervorgezogen, und wieder verworfen. Da wird ein buntes Band gegen das dunkele ausgewechselt, oder ein Hut mit sechs andern vertauscht, nachdem es ihre wankelmüthige Einbildungskraft gerade haben will. Ueberall, wo man nur auf ihre kleinsten Handlungen hinsieht, werden sie von dem Wankelmuth und der Unentschlossenheit geleitet, und bis zur Lächerlichkeit hin und her getrieben. Alles dies kömmt doch

wahrlich von nichts anderm her, als daß sie ihre Handlungen zuvor nicht genau überdenken, sie nicht auf ernste Ueberlegung und gute Grundsäzze bauen, und sich blos der Reizbarkeit des Körpers, und einer schwankenden Denkungsart überlassen. Wie zerrinnbar muß erst ihre unveste Seele seyn, wenn die körperliche Reizbarkeit sie so alle Augenblike, aus dem moralischen Gleichgewichte zu rükken vermag? — Wie schwer müssen sie bei dieser ewig unentschlossenen Stimmung, die sich im Kleinen wie im Grossen äussert, die Selbstveredlung ersteigen und erringen können? — Wie sehr muß es ihnen dann da auch an Entschlossenheit fehlen, wo sie sich oder Andere vor Gefahr und Unglük retten könnten? — Diese Unentschlossenheit ist wirklich auch die Hauptursache, daß ihre meisten schönen Handlungen selten das Resultat der auf Grundsäzze gebauten Ueberlegung sind, und nur zu oft durch die Stimme des weiblichen Temperaments veranlaßt und ausgeübt werden. Gerade so unentschlossen ist ihr Betragen nicht selten bei körperlichen Leiden und Operazionen. Freilich ist dies mit unter auch die Folge eines zu reizbaren Körperbaus, und einer unbeschränkten Einbildungskraft; allein es steht doch in unserer Gewalt, diese Reizbarkeit durch Vernunftgründe frühe schon

zu mässigen, und die zügellose Einbildungskraft bei nöthigen Operazionen zu beschränken. Warum sollen wir uns von körperlichen Operazionen gräßlichere Vorstellungen machen, als sie in der That oft sind? — Warum rufen wir dabei nicht den heroischen Stolz zur Hülfe, der uns Entschlossenheit leihen würde? — Manche Wöchnerinn würde vielleicht jezt noch leben, wenn es ihr im entscheidenden Zeitpunkte nicht an vester Entschlossenheit gefehlt hätte, wenn sie, männlich starb, die unvermeidlichen Schmerzen, die Gefahr, nicht durch Winseln und Weinen, durch Toben und Rasen, noch vergrössert hätte. Auch manches Frauenzimmer würde jezt nicht schon im Sarge faulen, wenn sie entschlossen genug gewesen wäre bittre Arzneien wie Honig zu verschlingen, oder standhaft nöthige Operazionen auszuhalten. Ist es für unser aufgeklärtes Jahrhundert nicht eine Schande, daß man hie und da noch Frauenzimmer trifft, die sich bei Krankheiten des schwachherzigen Ausrufs nicht schämen: „lieber sterben, als Arznei nehmen!„ Ach Mütter, laßt doch jungen Mädchen bei der Unentschlossenheit nie ihren Willen! — Sorgt strenge dafür, daß sie schon frühe den Körper als eine blosse Maschine betrachten, die den Kräften der Seele gehorchen muß!

— Sorgt dafür, daß sie aus weibischer Weichlichkeit, aus fader Afektation, aus Grillen, Launen, und Mangel an Grundsäzzen, nicht eine Reihe Sünden der Unentschlossenheit begehen, die sie an der Selbstveredlung hindern, und ihren weichlichen, wankelmüthigen Karakter nicht zur moralischen Vestigkeit gedeihen lassen! —

Marianne Ehrmann.

An Cidli.

Sonnett.

Das schöne Glük, von dir geliebt zu seyn,
Soll in ein Tempe mir die Welt verkehren,
Soll ewig mir die höchste Lust gewähren,
Soll mir des Himmels Vorgefühle leih'n.

In deinem Arm, an deiner Brust allein
Kann gegen mich kein Schiksal sich verschwören
Den stillsten Laut der Pflichten werd' ich hören,
Durch keinen Fehler deine Lieb' entweih'n —

Vereint mit dir geh ich auf Blumenwegen
Dem höchsten Theil der Menschlichkeit entgegen,
Vollende leicht den irdischen Beruf;

Vereint mit dir werd' ich ins bessre Leben
Einst über Zeit und Grab zu dem entschweben
Der unsre Herzen für einander schuf! —

Fedor.

Mein Trost.

An J.***

Wohl mir! wenn am Rasenhügel,
Der einst meine Asche schließt,
Auf die thaubeperlten Blumen
Eines Mädchens Thräne fließt!

Und es wallt im Mondenscheine
Hin zum Hügel auch ein Freund,
Der um mich mit der Geliebten
Eine stille Zähre weint! —

Dann wird wie ein Zephyrsäuseln
Dankbar sie mein Geist umwehn,
Leise ihnen Ahndung flüstern:
Von dem bessern Wiedersehn!

F. L. Wagner.

Ein Minnelied

Wer ritters orden zieret
Und nach der Regel ſinnet
Eb dem von herzen ſmieret
Ein roter munt und in mit trüwen minnet
Das ſol niemant durch has unbillich machen
Den werden wolgemuoten
Sun reine wib in ſpilnder wunne lachen

Man ſol das wunder haſzen
Wa minne git ir ſtüre
Dien ungemuoten laſzen
Die nicht durch wirde ſuochent avantûre
Owe das iemer wib ir ér engentzet
Dur valſcher minne girde an ſelke ſtàt
Da wirt us Kunter glenzet

Wertlicher wibe trüwe
Git wirdig hohgemuete
Ouch wirt ir ſelde nüwe
Bi werdem man ſo wachent wibes guete
Unwirde ſelten wirde hat gemeret
Birg ſelig wib din guete
Vor im der werdekeit den ruggen keret

Ottons von Turne.

Wer mit biderbem Sinne
den Ritterorden ziert,
der ist es, dem die Minne
des besten Weibs gebürt;
ihm sollen schöne Wangen
in sanfter Röte prangen,
ihm thu' ein Rosenmund
die treuste Liebe kund.

O würde Gekken nimmer
der Liebe Gunst zu Theil!
o fände falscher Schimmer
bei keinem Weib sein Heil!
Ihr Mädchen, Glük und Ehre
beruht auf dieser Lehre:
Euch blend' ein trügend Licht
von mürbem Holze nicht!

Wol dem, den ohne Reue
ein schuldlos Mädchen liebt!
wol ihr, der seine Treue
ein edler Mann ergiebt!
Beglükken kann nur Tugend!
schmükt ohne sie dich Jugend,
Macht, Ansehn, Reiz und Gold
so sei kein Weib dir hold!

Ach welt din hohſte wunne
Git doch vil ſender nœte
Din ſpiegel lichte ſunne
Iſt wibes nam doch tuot ir mundes rœte
Gewalt an ſenden die dü minne twinget
Ach het ich für ſterben
Mit einem roten munde doch gedinget

Ich fürcht in iamer ſterben
Noch alſo liechtem ſchine
Es mœcht' ein land verderben
Und tet ir ungenad an im die ſine
Als ſi an mir begat des lid ich kumber
Ouwe das ſich dü reine
Verſchuld an mir des fürchtet ſêr ich tumber

Nein reine frucht din ſchœne
Sol nicht alſo gedihen
Din wibes zuht nicht hœne
An mir wez wil din wibes guete mich nu zihen
Sit mich in banden hat din wiblich bilde
Ouch iſt min dienſtlich trüwe
Durch dich allein nu allen frowen wilde

O we was red ich tumber
Min dieneſt hat nicht Krefte

Ach an die höchsten Freuden
gränzt nahe bittrer Schmerz!
o Mädchen, Ihr schafft Leiden —
zu schwer für unser Herz!
Zu Lebenswärm' und Wonne
seid Ihr uns gleich der Sonne:
und doch mir armen droht
ein Mädchenauge Tod!

Bald wird sie wol mich finden
holaugicht, matt und bleich;
hin wird mein Leben schwinden
dem troknen Lämpchen gleich.
Es müßt ein Land vergehen,
sollt' es den Druk bestehen,
dem ich zum Opfer bin
durch ihren harten Sinn.

Ach nein — ach nein — verübe,
solch ein Verbrechen nicht!
verläugne nicht, Du Liebe —
dein Engelsangesicht!
Kannst Du ein Mädchen nennen,
kannst Du, seit wir uns kennen,
seit Du mir alles bist,
das nicht wildfremd mir ist?

Doch wehe — meine Klagen
sind schon wie Rauch verwäht!

Als ein durchslagen ſumber
Hal er noch ie daher bi ritterſchefte
Tuot ſi mir nicht genade mit ir hulden
So iſt min recht gar kleine
Es lege dann an miner trüwe ſchulden

Sol ich der nicht genieſzen
So mag ich wol verderben
Doch wil mich nicht verdrieſzen
Sol ich durch ſi in ſender nœte ſterben
Ane bicht wil ich nicht hinan ſcheiden
Si iſt mir für min ſele
Die rede bicht ich wol mit tuſend eiden

Hab ich der ſünde
Des ruoche Got vergeſzen
Wand er gab mir ze künde
Die zarten diu mich ſenden hat beſeſzen
Suſt hat er ſchuld ein teil an minem muote
Wand er geſchuof die klaren
So wandels fri das ſi nie meil beruote

Ach Got wie hat die guete
Geleit ſo hohe ſtüre
An ſi und ir gemuete
Ward ie uf erd ein bilde ſo gehüre

ein Schild im Kampf zerschlagen
bin ich — von Ihr verschmäht.
Daß sie für meine Treue
mir Gnad' und Huld verleihe,
dieß, ach nur dieß allein —
kein grösser Recht ist mein.

Ist fruchtlos diese Treue,
dann Tod — willkommen mir,
her deine Hand — ich freue
mich dein, du kömmst von Ihr!
Doch noch vor meinem Scheiden
beicht' ich mit tausend Eiden:
mir wär' ihr Herz nicht feil
um Seel' und Seelenheil.

Ist der Gedanke Sünde,
Gott, so vergieb ihn mir:
rührt nicht, was ich empfinde,
am Ende doch von Dir?
Wer schuf die Reine — Hehre,
daß sie der Schöpfung Ehre,
das Ziel der Wünsche sei,
so aller Mängel frei?

Wen machten deine Hände
an Trefflichkeit so reich?
ha wessen Auge fände
ein sterblich Weib Ihr gleich?

Des wen ich nicht si treit in engels wise
Geberde lib muot sinne
Die klaren ich für alle vrowen prise

Wol mich der wolgetanen
Wie das ich lide kumber
Durch si wil ich mich anen
Vil missetat du mir doch wurde krumber
Nach tode dann das ich die lieben meine
Für all der werlte wunn
Ist mir dü zart in herzen alterseine

Ich gedar nit wol gedenken
Was liebes ich gewunne
Wœlt si min truren krenken
Ich vœrchte mir der sinne gar zerrunne
Man seid das man von leide nicht verderbe
Git mir dü lieb ir hulde
Ich fürcht das ich von rechten fræiden sterbe

E doch wœlt ich es wagen
Mir tuot so we ir strenge
Das mich ir muos betragen
E das ichs wœlte liden doch die lenge
Ich wœlte das si mich umbevienge

Geist — Bildung — und Gebärde!
kein Wesen dieser Erde,
ein Engel kann allein
der Huldinn ähnlich sein.

Wol mir, daß ich sie liebe,
was auch mein Schicksal sei!
von jedem bösen Triebe
macht sie mein Herz mir frei:
so werd' ich rein von Sünden —
den Lohn noch dort einst finden,
daß in dem Busen hier
nur Sehnsucht lebt nach ihr.

Sollt' einst mirs noch gelingen,
geliebt zu sein von Ihr,
ich glaube, dann vergiengen
wol meine Sinnen mir.
Verschont mich Gram und Kummer,
so schlösse Todesschlummer
bei diesem höchsten Glük
mir plötzlich meinen Blik.

Doch gerne wollt' ich's wagen
mich solchem Tod zu weih'n;
denn ihre Kälte tragen
ist mehr als Todespein:
nur einmal noch im Leben
von deinem Arm' umgeben —

Und ân ir guete ſchulde
Ein tot an liebes arm an mir ergienge

Das mueſte ſi beweinen
Doch von ir wibes guete
Und ſenften muot erſcheinen
Nach tod an mir ſuſt kenn ich ir gemuete
Das ſi ze ſtund ir ſtrenge liez erwinden
Suſt trag ich hoh gedinge
Min toter lib mag noch genade vinden

ha Mädchen — scheut' ich nicht
des Todes Angesicht!

Dann flössen auch wol Thränen
die Wangen Dir herab,
Dich triebe banges Sehnen
oft an mein stilles Grab;
Dann hättest Du im Herzen
der Reue bittre Schmerzen,
und Liebe würde mir
im Arm des Tods von Dir.

G.

Die Klapperschlange.

Die Natur ist in allen ihren Werken höchst lehrreich und bewunderswürdig. Wo man sie nur wirken und handeln sieht, sei's in ihren belebten oder unbelebten Reichen; im empfindungslosen Kiesel, oder der reizbarsten Muskel thierischer Körper; im Pilze, der über Nacht in seiner Vollkommenheit dasteht, oder in der Eiche, die Jahrhunderte zu ihrer Vollendung bedarf; im Essigwürmchen, dem der kleinste Tropfe das ist, was dem Wallfische der Ozean — und so fort, nach all den gränzenlosen Abstufungen der Grösse, Dauer, Organisazion und Aeusserung der mannigfaltigen physischen und geistigen Kräfte erschaffener Wesen — muß man jedesmal bekennen, daß ihr Aufruf zur Weisheit und Tugend nicht andrängender, nicht liebevoller seyn könnte.

Diesmal also einen Blik auf solch einen Gegenstand der Natur, deren sie zu Millionen aufzuweisen hat, nämlich auf die Klapperschlange. Gestalt, Natur und Karakter machen sie wirklich zu einem wundervollen Geschöpfe.

Die Klapper, wovon dieses Thier seinen Namen hat, besteht in etlichen durchsichtigen, horn-

artigen Blasen, die gliedweise an der Schwanzspizze an einander hängen. Mit diesen Blasen geben sie im Fall eines Angriffs durch das Schütteln des Schwanzes ein Geräusch von sich, das ungefähr dem gleich kömmt, wenn man Erbsen in einer Blasse schleudert. Man findet die Klapperschlangen in beiden Indien, wo sie mehrentheils in Wäldern und Gebüschen oder niedrigen, sumpfigen Oertern wohnen. Im Winter flüchten sie sich in Löcher oder Felsenklüfte, aus welchen sie im Frühjahr wieder hervorkommen, um den Tag über in der Sonne zu liegen. Wo sie nisten, trifft man ihrer oft fünfzig und hundert beisammen

Die grösten von ihnen sind über sechs Fuß lang und mehr als sechs Zoll dik. Man glaubt, daß sie Vögel, Kaninchen, Eichhörner und andere Thiere, wenn sie dieselben nur mit unverwandtem Blik ansehen, bezaubern und gleichsam bannen können. So viel ist immer gewiß, daß die unglüklichen Thiere auf alle nur mögliche Weise zu entkommen suchen; aber umsonst! Sie verlieren endlich alle Kraft zu widerstehen, bewegen sich langsam, obgleich wider Willen, gegen die offenen Kinnladen der Schlange hin, und kriechen in ihren Mund, oder legen sich nieder, und lassen sich geduldig verschlingen.

Fast im nämlichen Fall befindet sich aber auch die Klapperschlange gegen das Schwein, dem sie wieder zur Beute wird. Sobald sie nämlich diesen ihren Todfeind ansichtig wird, der sie an ihrem starken Gestank leicht ausspürt, so ist sie gleich so verzagt, daß sie sich gar nicht zur Wehre sezt.

Sie leben von Hasen, Kaninchen, Vögeln, Ratten, Mäusen, und von verschiedenen Wasserthieren, wozu sie gut schwimmen können. Was ihnen zum Verschlukken zu groß ist, behalten sie so lang im Halse und Rachen, bis das Hintere verzehrt ist, da sie dann das Uebrige nachschlukken.

„Es ist ausgemacht,„ sagt Wilhelm Bartram, *) „daß sie durch einen Stich oder Riz mit einem ihrer Zähne nicht nur die größten Thiere in Amerika in wenig Minuten tödten, sondern auch den ganzen Körper vergiften kann; aber diese furchtbare Schlange ist nicht im Stande, schneller zu laufen oder zu kriechen, als ein Kind geht. Auch verwundet sie niemals, ausser wenn sie zuerst angegriffen wird, oder in Gefahr zu seyn fürchtet: und selbst dann warnt sie sehr zeitig durch

*) Bartrams Reisen durch Nord- und Südkarolina, aus dem Englischen von E. A. W. Zimmermann.

ihre Klappern. — Oft bin ich unwissend so dicht an einer vorbeigegangen, daß ich sie beinahe mit meinen Füssen berührt hatte, und als ich sie erblikte, hatte sie sich schon in zirkelförmige Ringe gelegt, und war im Begriff, auf mich zu schiessen. Doch — so unglaublich es auch scheinen mag — das edelmüthige, ja, ich möchte fast sagen, das großmüthige Geschöpf lag so still und ohne alle Bewegung, als ob es leblos wäre, den Kopf eingezogen, und die Augen beinahe geschlossen. Ich gieng schnell zurük; nur war ich freilich Anfangs vor Schrekken und Bestürzung wie auf der Stelle angeheftet, und hatte einige Zeit lang nicht Stärke genug, fortzugehen. „

„ In einem solchen Falle strekt sie sich denn oftmals langsam aus, bewegt sich, wenn sie anders nicht verfolgt wird, in gerader Linie ruhig fort, erhebt ihren Schwanz, so weit die Klappern gehen, und giebt in Zwischenräumen das Warnungszeichen. Wenn man sie aber verfolgt, einholt, und dabei Merkmale von Feindschaft blikken läßt, so rollt sie sich augenbliklich in eine Spirallinie zusammen. Ihr Schwanz gleicht dann bei der schnellen Bewegung einem Dampfe, und macht einen schnellen zitternden Schall; ihr ganzer Leib schwillt vor Wuth auf, und steigt und fällt beständig, wie

ein Blasebalg; ihre schöne, bunte Haut wird, so wie sie sich erweitert, gefleckt und rauh; der Kopf und Hals werden breit; die Bakken schwellen; die Lippen ziehen sich zusammen, und zeigen die tödtlichen Zähne; die Augen sind so roth, wie brennende Kohlen; die sich schwingende, gespaltene Zunge erhält eine starke Feuerfarbe, und drohet unaufhörlich Tod und Verderben, doch ohne eher zu verwunden, als bis sie ihres Zieles gewiß ist.„

„Die thierische Schöpfung im Allgemeinen — sezt der edle Reisende hinzu — hat den Karakter des Wohlwollens und der Friedlichkeit, und zeigt ihn nicht nur gegen den Menschen, den sie zu verehren scheint, sondern auch gegen andere Thiere; nur alsdann nicht, wann Hunger oder die gegründeten und nöthigen Reizze der sinnlichen Begierde im Spiel sind.„

Diese Behauptung, die seinem Herzen um so mehr Ehre macht, da auch er sich verpflichtet glaubte, gegen Thiere großmüthig zu handeln, und sie nicht ohne Noth hinzuwürgen oder zu peinigen, belegt er mit einigen merkwürdigen Beispielen von eben dieser Schlange. Sie sind zu schön, als daß wir hier nicht auch Gebrauch davon machen sollten.

Einst gieng Bartram mit einigen Freunden an eine Küsteninsel von Georgien auf den Fisch- und

Vogelfang, und blieb daselbst über Nacht. „Ungefähr zweihundert Schritte von unserm Lager — sagt er — war eine kühle Quelle, mitten in einem Haine von wohlriechenden Tannen, wohin ein Pfad durch eine grasreiche Savanne *) führte. Ich besuchte in der Nacht die Quelle einige Male; aber ich so wenig, wie irgend einer meiner sorglosen, schläfrigen Gesellschafter, wußte etwas davon, daß wir uns dann immer in der größten Gefahr befanden.„

„Früh Morgens wekte mich ein unüberwindlicher Durst; ich stand also auf und gieng nach der Quelle. Schon war ich, ohne an Gefahr zu denken, beinahe halb durch das bethaute Thal, längs dem sich schlängelnden Fußsteige, gekommen, als mich plözlich der Anblik einer furchtbaren Klapperschlange aufhielt, die noch nicht sechs Zoll weit von dem schmalen Pfade, in hohen spiralförmigen Ringen, einen Wall bildete, der halb so hoch als mein Knie war. Sobald ich nach dem plözlichen Schrekken wieder zu mir selbst kam, wich ich so weit zurük, daß sie mich nicht erreichen konnte, und blieb dann stehen, um sie zu betrachten. Sie

*) Eine niedrige Gegend, die bei häufigem Regen unter Wasser gesezt zu werden pflegt.

lag während dessen ganz ruhig, und schien keineswegs erschrokken oder beunruhiget zu seyn, sondern hielt ihre halbgeschlossenen Augen auf mich geheftet. Meine Phantasie und mein Geist waren in grosser Wallung, da ich dem höchsten Schöpfer und Erhalter dankte, und zugleich den edlen Karakter des großmüthigen, obschon schreklichen Thieres bewunderte, das uns alle während der Nacht mehrere Male hatte bei sich vorbeigehen lassen, ohne uns im mindesten Schaden zuzufügen. Ich eilte zurük, um meinen Gefährten die Nachricht zu bringen, doch, mit dem Entschlusse, das Leben der großmüthigen Schlange zu schüzzen. Meine Gesellschafter giengen unverzüglich mit mir nach dem Plazze, und sahen ein, daß ihre Errettung vom Tode gleichsam ein Wunder war. Ich erzähle übrigens mit Stolz, daß wir Alle, einen einzigen ausgenommen, der Meinung waren, das Thier ungestört zu lassen; und auch dieser Eine ward endlich dahin vermocht, demselben das Leben zu gönnen. „

In einer ähnlichen Gefahr handelte dieser Naturforscher nicht so edel. Er begleitete nämlich einst seinen Vater *) in Ostflorida auf einer botanischen

*) John Bartram, ebenfalls ein verdienter Naturkundiger.

Wanderung. Während sie mit einander einen Sumpf durchstrichen, und er einige Schritte voraus war, rief sein Vater ihm zu, er sollte auf die Klapperschlange gerade vor seinen Füssen achten. Er stand, und sah das Ungeheuer in einem hohen spiralförmigen Ringe vor ihm; noch einen Schritt vorwärts hätte er es berühren, oder gar darüber hinfallen müssen. „Schrekken und Bestürzzung — schreibt er — machte meinen Zorn rege, und ich fühlte für dies Mal gar nichts von Dankbarkeit oder Gnade, sondern schnitt sogleich eine starke Gerte ab, und tödtete damit die Schlange.„ Sie war ungefähr sechs Fuß lang und so dik wie ein Mannsbein. Darauf band er eine lange, zähe Weide um den Hals der getödteten Schlange, und zog sie hinter sich her nach dem Lager, wo ihn theils die Indianer, theils seine Landsleute darüber bewunderten. Als es der Gouverneur Grant erfuhr, schikte er einen Offizier an ihn, und bat sich die Schlange, wenn sie sich nicht selbst gebissen habe, zum Mittagessen aus. Bartram überlieferte sie den Köchen, und sah sie dann, weil er auch zu Gaste geladen war, in verschiedenen Schüsseln auftragen, konnte aber nichts davon geniessen. „Uebrigens — sezt er hinzu — that es mir, als ich jeden Umstand kaltblütig überlegte, leid, daß

ich die Schlange umgebracht hatte. Es stand gewiß in ihrer Macht, mich augenbliklich zu tödten, und ich zweifle gar nicht, daß sie dies recht gut wußte. Ich nahm mir indeß vor, nie wieder ohne Noth einer Klapperschlange das Leben zu nehmen; und diesen Vorsaz habe ich auch unverbrüchlich gehalten. „

Es läßt sich dieses furchtbare Thier leicht tödten. Ein Stok von der Dikke eines starken Daumens, der über den Kopf oder quer durch den Rükken trifft, schlägt auch die größte sinnlos zu Boden. Entfliehen können sie nicht, und machen auch, selbst im Fall eines Angriffs, keinen Versuch davon.

J. J. Keller.

Die Sachsenhäuser.

Eine Anekdote.

Die Einwohner von Sachsenhausen (der Vorstadt von Frankfurt) stehen wegen ihrem rauhen Charakter und ihren äusserst ungebildeten Sitten eben nicht im beßten Rufe. Ob dieser Vorwurf allen Sachsenhäusern zur Last gelegt werden kann, will ich dahin gestellt seyn lassen; die nachstehende Handlung — von welcher ich Augenzeuge war — zeugt wenigstens vom Gegentheil. — Bei der Einnahme von Frankfurt durch die Teutschen, am 2. December 1792., wurden in Sachsenhausen von den Hessischen Truppen einige Franzosen getödtet und andere verwundet. Einer dieser leztern saß in dem sogenannten Holzhofe, nahe am Affenthor, in einem Winkel. Der Unglückliche war fürchterlich zerhauen, der linke Arm war halb getrennt, und aus einer starken Kopfwunde sprudelte das Blut stromweis herunter. Es war kalt und das Blut wurde auf seinen Kleidern zu Eis. Ich sprach mit ihm; er klagte über Frost und Schmerzen, und verlangte den Wundarzt. Einige Sachsenhäuser, Männer und Weiber, waren um uns versammelt — ich entdekte ihnen seinen Wunsch. Man

holte Essig, wusch ihm das Gesicht damit und da zum verbinden kein Tuch bei der Hand war, so zerriß eine Sachsenhäuserin ihre Schürze und verband den blutenden Kopf des Soldaten. Nun hob man ihn auf und führte ihn zum Wundarzt. Die teutschen Truppen waren noch im Einmarsche begriffen. Einige Soldaten schrieen: „Gebt den Hund her daß man ihn niederhaue"! — allein die Sachsenhäuser nahmen denselben in ihren Schuz und liesen ihm seine Wunden verbinden. — Gewiß eine edle Handlung, wenn man erwägt, wie sehr die Franzosen von den Sachsenhäusern gehaßt wurden.

L. M. Rehr.

Die schwarze Dichterinn.

Es hat, zur Schande der Menschheit! der lieblosen Leute schon genug gegeben, die in Tag hinein behaupten konnten, daß die ganze grosse Menschenklasse der Negern keiner wahren Tugend fähig sei. Kein Wunder, daß sie ihr so dann auch jede hohe Anlage des Geistes mit eben der unbegreiflichen Kälte abzusprechen sich erdreusteten. Aber wohl dem Menschenfreunde, daß er zur Widerlegung dieser beiden, alles Menschengefühl empörenden Behauptungen unzählige Thatsachen aufstellen kann, die unsern mißhandelten und verkannten schwarzen Mitbrüdern und Mitschwestern von selbst das Wort reden. Denn, was jezt das Leztere, nämlich den Mangel an hohen Anlagen des Geistes anbelangt, welchen man bei den Negern wahrgenommen haben will, so muß man allerdings zugeben, daß diese Nazionen sich im Ganzen genommen noch nicht vortheilhaft ausgezeichnet haben; allein, was sie nicht bereits schon thaten, das können sie doch in der Folge noch thun. So giebt es freilich jezt nirgends in der Welt einen nach europäischer Sitte eingerichteten und kultivirten Staat; so sind freilich Künste und Wissenschaften eigentlich das noch nicht, worinn sie ihre Stärke, ihr Glük,

ihren Ruhm suchen. Aber die Anlagen zu dem Allen sind doch unstreitig bei ihnen in mehr oder weniger starkem Maaße vorhanden. Denn man verschaffe einzelnen Negern nur Gelegenheit, Kenntnisse zu erlangen und ihren Verstand aufzuklären — und es wird in den schwarzen, wollhaarigen Köpfen derselben eben so bald und so heller Tag werden, als in den weissen, flachshaarigen Köpfen der Europäer oder anderer, die ihnen an Farbe und Eigendünkel gleich kommen. Hat man doch schon Beweise genug, daß die Negern als unkultivirte Wilde vielen gesunden Menschenverstand und Wiz, ja eine wirklich scharfe Urtheilskraft und schöpferische Fantasie besizzen; was sollte sich nicht erst von ihnen erwarten lassen, wenn sie mit der Sorgfalt erzogen und gebildet würden, die man im Durchschnitt auf uns Europäer verwendet, und die dem ungeachtet so unzähliche Mal ohne sonderlichen Erfolg und Nuzzen bleibt.

Eine liebenswürdige Negerin, Phillis Whately, die sich in ihrer frühen Jugend schon durch grosse poetische Talente, Achtung und Bewunderung zu erwerben wußte, mag für jezt als Probe auftreten, und zeigen, welch hoher Geisteskultur eine Nazion fähig sei, die der schmuzigste Eigennuz so gern in Sklavenfesseln legt, und die er zur

Beschönigung seines Frevels mit dem Machtspruche niederzuschmettern sucht, daß sie von Natur schon eine untergeordnete Menschenrace sei, und gleichsam das Mittel zwischen Thier und Mensch halte.

Phillis Whately wurde in einem Alter von sieben bis acht Jahren ihrem Vaterlande, Afrika, entrissen, und nach Amerika in die Dienstbarkeit geschleppt. Was aber Tausenden ihres gleichen niemals zu Theil wird, das muß ihr wirklich geworden seyn, nämlich eine edeldenkende, menschliche Herrschaft zu bekommen, von der sie zwar keine gelehrte, aber doch selbst eine für ein Mädchen von Stande zureichende Bildung genoß, wobei sich denn ihre herrlichen Anlagen zur Dichtkunst früh und glüklich entwikkelten. In ihrem fünfzehnten Jahre hatte sie bereits eine hübsche Sammlung von Gedichten in englischer Sprache fertig, welches ihr damaliger Herr, John Whately, in einem Briefe aus Boston vom 14. November 1772. bezeugt. Unter andern schrieb sie ein Gedicht an die Fantasie, von welchem hier ein Theil ausgehoben wird *).

*) So viel nämlich in Imlay's Nachrichten von dem westlichen Lande der Nordamerikanischen Freistaaten, Forsters Magaz. von merkw. neuen Reisebeschreibungen, 9. Band, davon vorhanden ist.

Original.

„Imagination! who can ſing thy Force?
Or who deſcribe the ſwiftneſs of thy courſe?
From ſtar to ſtar the mental optics rove,
Meaſure the ſkies and range the realms above;
There in one view we graſp the mighty whole,
Or with new worlds amaze th' unbounded ſoul.
Though winter frowns to fancy's raptur'd eyes
The fields may flouriſh, and gay ſcenes ariſe;
The frozen deeps may burſt their iron bands,
And bid their waters murmur o'er the ſands.
Fair Flora may reſume her fragrant reign,
And with her flow'ry riches deck the plain;
Sylvanus may diffuſe his honours round,
And all the foreſt may with leaves be crown'd,
Show'rs may deſcend, and dews thier gems diſ-
cloſe,
And nectar ſparkle on the blooming roſe.

Ueberſezzung.

Wer, Phantaſie! kann ſingen deine Macht?
Und wer, wer malet deinen ſchnellen Flug?
Wenn wir hinauf zum glänzenden Pallaſt
Des Donnergottes durch die Luft uns ſchwingen:
Dann eilt dein Flug dem Winde vor, und läßt
Des

Des Weltalls Kreislauf hinter sich zurük.
Des Geistes Auge schweift von Stern zu Stern;
Es mißt die Himmel, eilt durch ihre Reiche.
Ein Blik von uns umfaßt das grosse All,
Und neuen Welten staunt die unbeschränkte Seele.
Im starren Winter blühen Felder doch,
Und Lust, der Phantasie entzüktem Auge,
Beeiste Tiefen brechen ihre Fesseln,
Und murmelnd fließt durch Sand ihr Wasser hin.
Ihr duftend Reich beherrscht die Flora
Aufs neu' und dekt die Ebenen mit Blüthen;
Sylvanus spendet seine Zierden aus;
Der ganze Wald bekränzet sich mit Laub.
Es fallen Regen, seine Perlen zeigt
Der Thau, und Nektar funkelt an der Rose.

J. J. Keller.

Gattenliebe der Römer *).

I.

Markus Plautius. Götter! nur die eine Bitte gewähret mir; laßt Orestilla wieder genesen! — Soll ich die Zärtlichkeit so theuer bezahlen, mit der sie mich über's Meere begleitet hat? — Erhaltet, ihr Götter! erhaltet mir Orestilla!

Sosias. (ein Sklave tritt herein) Die Aerzte haben sie verlassen. — Sie röchelt schon.

Mark. Plaut. Also bleibt mir keine Hoffnung mehr? — O wie freudig schlug dies Herz als ich die Thürme von Tarent in der Ferne über die Wogen hervorragen sah! — Hier glaubte ich sicher ihren Retter zu finden! — Geh' Sosia! lasse mich allein. Ich will sie nicht sterben sehen! — Geh' und sage mir's, wenn sie verschieden ist!

Tullia. (ihre Sklavinn kommt herein, mit zerstreuten Haaren, thränendem Gesichte, und die Hände ringend) Sie ist gestorben, Plautius! — deine Orestilla ist nicht mehr!

---

*) S. Valer. Max. IV. 6.

Plautius. (schaudert zurük — bald faßt er sich wieder; er gürtet sein Schwerdt um sich, und ergreift sein Helm.) Mein Entschluß ist feste! — Meine Asche mag sich mit der ihrigen vermischen! — Orestilla! (Er blikt gen Himmel.) — — Kommt laßt uns den Scheiterhaufen zubereiten!

Die Sklaven tragen das Holz zusammen. Sosias und Tullia bringen den Leichnam der Erblaßten, und legen ihn darauf. Plautius gießt die Salben auf ihre Stirne, und auf ihr Herz. Er fängt an zu weinen. Er drükt einen Kuß auf den blassen Mund. —

Eine Flamme verzehre sie und mich!

sprach der entschlossne Gatte, zog sein Schwerdt, kehrte die Spizze desselben gegen seine rechte Seite, und fiel darein.

II.

Varus, ein Freygelassener des Brutus, kommt hastig, schnaubend, und mit Staub bedekt, in das Zimmer der Porzia, der Gemahlinn des leztern.

Porzia. Du scheinest keine gute Botschaft zu bringen, mein Varus! — Aber sprich nur! Ich bin auf alles vorbereitet.

Varus. Die römische Freiheit, Porzia! ist zu Grabe gegangen, und die Tyrannen haben gesiegt! —

Porzia. Und mein Brutus?

Varus. Wollte die Freiheit des Vaterlandes nicht überleben, sondern starb, getödtet durch seine eigne Hand.

Porzia. Ach mein Brutus! — Götter! warum riefet ihr ihn nicht vor der Niederlage seiner Mitbürger ins Schattenreich? —

Varus. Brutus, Porzia! starb unbesiegt! — Tyrannen können Freyheitsfreunde wohl tödten, aber sie können sie nicht überwinden.

Porzia. Wo, mein Varus! wo ist das Grab der römischen Freiheit?

Varus. Auf den Gefilden von Philippi in Mazedonien. — Hier floß Römerblut wie Wasser. Erst unterlag das Heer des Kassius; dann war es den Triumphiren leicht, mit ihrer vereinten Macht die Legionen des Brutus zu trennen. — „Ich will sterben, sprach er; für mich giebt es nun kein Vaterland mehr„.

Porzia. O wie werd' ich eines solchen Gatten würdig? — Laßt mich eilen, seinem Schatten nachzufolgen! Gebt mir meinen Dolch!

Varus. Porzia!

Porzia. Brutus soll ich überleben? — Meinen Dolch! —

Eine Zofe. (ihre Knie unter vielen Thränen umfassend.) Porzia, Porzia — ihr wollt sterben? Wie könnt ihr unsern Kummer noch vermehren? —

(Varus nimmt den Dolch weg.)

Porzia. Wie? ich soll leben, wenn Brutus nicht mehr ist? — unter einem Volke, das um das Joch der Knechtschaft kämpfte? —

Varus. Es ist noch nicht alles verloren, Porzia! Vielleicht fanden unsere Legionen Zeit, sich wieder zu sammeln, und einen muthigen Bürger der sie gegen das Heer der Feinde anführte! —

Porzia. Werden sie auch meinen Gatten wieder ins Leben rufen können? — Laßt mich sterben! Wie könnt ihr mir die Freude, ihm zu folgen, so lange mißgönnen? — Soll ich heute erst unwerth werden Kato's *) Tochter und Brutus Weib zu heissen?

---

*) Kato vertheidigte, in Verbindung mit Metellus und Juba, König von Mauritanien, gegen Cäsar die Freiheit Roms. Das ganze Heer der Verbündeten ward geschlagen. Kato befand sich in Utika. Er war frey geboren, und wollte frey sterben. Er stieß sich den Dolch in die Brust. Man verband die Wunde, aber

Varus. Ich werde dich nicht verlassen, Porzia! Dein Entschluß soll dir nicht gelingen.

Die Zofe. Porzia — ich beschwöre dich bey Kato's und Brutus Schatten, daß du lebest!

Porzia. Feige! Wähnet ihr, ihr könnet mich hindern zu sterben? — Ha — edler Gatte! du winkest mir! — dir will ich folgen, dir und meinem Vater!

Sie springt an den Heerd, faßt die flache Hand voll Gluth, und verschlingt sie. — Nach wenigen Augenblicken hatte sie der Brand getödtet.

Pahl.

Anmerkung.

Wir können zwar dieser zärtlichen Begeisterung aus Gattenliebe, diesem hohen Heldenmuth, unsere Bewunderung nicht versagen; allein der Selbstmord bleibt deswegen doch immer eine sträfliche Verirrung, die wir — seys auch unter einem noch so glänzenden Vorwande — nicht nachahmen wollen. Den Römern, die in ihren Zeiten noch nicht

---

er riß sie wieder auf. Der Sieger betrachtete seinen Leichnam mit Thränen, und äusserte darüber seinen Schmerz, daß er ihm den Ruhm einer schönen That mißgönnt hatte.

so glüklich waren, von der sanften christlichen Religion zum Dulden und Ausharren gestimmt zu werden, ist eine solche Phantasieverirrung noch eher zu verziehen als uns, die wir durch diese göttliche Führerinn zum voraus überzeugt werden, daß erst auf langes aushaltendes Leiden jenseits das geistige Glük, und jener ewige Lohn folgen wird, nach dem wir in diesem Pilgerleben ringen! —

M. A. E.

Grabschrift.

In dem geschmakvollen englischen Garten des Schlosses Stow, in der Grafschaft Bukingham, in England, findet man — mitten unter den schönsten Werken der Kunst, und den täuschendsten Nachahmungen der Natur — einen bescheidenen Grabhügel mit einem einfachen Steine, der folgende Innschrift trägt: *)

*) M. s. Briefe eines aufmerksamen Beobachters über England. A. d. Fr. 8. Leipzig 1788.

✠

Hier ruht
ein Italiener
von guter Herkunft,
Er
kam nach England,
nicht um leichtgläubige Britten zu betrügen,
sondern nur um anständig zu leben.
Er suchte nicht Achtung zu erbetteln,
sondern zu verdienen.
Schmeicheleien achtete er nicht,
aber Freundschaft.
Er lebte unter den Grossen,
aber er hofierte ihren Lastern nicht.
Nie focht' er die Religion an,
Doch war er nicht abergläubisch.
Gewiß,
wenn Befolgung der Gesezze der Natur,
wenn Achtung für die Gewohnheiten
des gesellschaftlichen Lebens
Den Philosophen machen,
so war er
P h i l o s o p h!
Ein treuer Freund,
ein angenehmer Gesellschafter,

ein guter Ehemann
war er
und seine zahlreiche Familie
tritt in die Fußstapfen des Vaters.
Diese Freude ward ihm!
Er starb
in dem Hause eines Dorfpredigers,
wo er seine lezten Tage überlebte,
Als Muster seines Geschlechts,
Betrauert von Allen! —

Leser,
Dies kleine Denkmal
Belügt dich nicht!
Denn hier ruht die Asche
Keines täuschenden Menschen
sondern —
eines niemals häuchelnden
Hundes!

Instruktion

für einen Eheluſtigen.*)

(Nach dem Engliſchen.)

Lieber Bruder!

Da du ſo ernſtlich in mich dringſt, dir bey der Wahl eines Weibes — dieſem halsbrechenden Gewerbe — guten Rath zu ertheilen; ſo ſezze ich fürs erſte voraus, daß dein Einkommen zur Unterhaltung einer Familie hinreichend ſey: Denn kein kluger Mann ſoll ſich durch die Hoffnung eines künftigen Gewinns bewegen laſſen, ſein Glük auf eine ſo morſche Zufälligkeit zu ſtüzzen.

Iſt dieſer Umſtand im Reinen, ſo magſt du dich eine Zeitlang nach Herzensluſt im Zwinger jungfräulicher Schönheit umſehen, vergleichen, auch wohl küſſen — bis du dir ein Pläzchen ausgekundſchaftet haſt, da dir wohl iſt wie an keinem andern, und dein Herz dir ſagt, daß du hie Ruhe finden werdeſt dein Lebenlang.

---

*) Aus Schubarts engliſchen Blättern entlehnt, die ich meinen Leſerinnen, als eine lehrreiche Lektur empfehlen darf.

Ob du es aber würklich gefunden habest? davon seyen nachfolgende Hauptstükke das Zeichen.

Deine Gespielinn sey fromm, aber nicht bigot — sonst wird sie alle ihre Zeit und Gedanken auf pietistische Uebungen verwenden, und ihr Hauswesen gänzlich darüber versäumen. So oft deine Meinung (wie es nicht anders kommen kann) von der ihrigen abweicht, wird sie dich des Unglaubens und der Kezzerei bezüchtigen, und dir so lange mit ihrer Zanksucht zusezzen, bis du aus deinem eignen Hause, als aus einem Inquisizionskeller entfliehst, wo deine Heilige zugleich richtet und vollstrekt.

Wähle mir keine, die von einem überwiegenden Hange zum Vergnügen besessen ist — so anziehend auch immer ihr Wiz, so hinreissend ihre Schönheit seyn mag. Häusliche Dinge wird sie als Magdarbeit betrachten, die wachsenden Ausgaben, die einen solchen Hang begleiten, werden ihre geringste Sorge seyn, bis das beiderseitige Vermögen gänzlich erschöpft ist; nichts wird sie zu überzeugen vermögen, daß ihre Begierden unvernünftig seyen, bis die Befriedigung derselben völlig unmöglich ist; denn die Liebe zum Vergnügen, wenn ihr in der Jugend nachgegeben wird, schlägt so tief Wurzel, und der Gelegenheiten, sie zu befriedigen, sind so viele, daß selbst die augenscheinlichste Noth und der

ernstlichste Wille in spätern Jahren nichts über sie vermögen, wenn nicht bei dem Patienten ein gewisser Grad von Entschlossenheit und Seelenstärke angenommen wird, der gerade hier am wenigsten gesucht werden darf.

Gesunder, natürlich guter Verstand — sey eine Hauptmitgabe deiner Erwählten — er, der mehr werth ist, als alle Wissenschaft der ganzen Welt. Er, und die Häuslichkeit, seine natürliche Begleiterinn, sind die Grundlage des ehelichen Glüks, ohne sie alle übrige Eigenschaften und Vorzüge entweder unnüz oder schädlich; — sie sind die wachenden Piloten, die jedem Gliede des vieltheiligen Ganzen gerade die Stelle anweisen, wo es am wohlthätigsten auf das weitsteurende Schiff würken kann: und sollte dich auch ein unvermeidlicher Unfall treffen, solltest du dich in den Hoffnungen deines Biedermuths und deines Fleisses betrogen sehen; so wird dich das Weib, das mit diesen Tugenden geziert ist, durch ihre Biegsamkeit stets wieder mit dem Schiksal zu versöhnen wissen, und du wirst an ihrem Busen leben, sicher und gefaßt auf alle Stürme des Mißgeschiks.

Nicht minder wichtig ist ein theilnehmendes, zur sanften Freude gestimmtes Herz. Stets heiter und frohen Muths zu seyn; dir lächelnd entgegen zu

kommen, wenn die Arbeit des Tages gethan ist; die Furchen von deiner Stirne zu jagen; Kummer und Sorgen zu theilen; dir so ganz und gar anzugehören; so vollkommen sich in alle deine Gedanken, Empfindungen und Leidenschaften zu finden, daß sie solche mit Dir, und für Dich fühlt; heißt das nicht die Hälfte der Lebensbürden von dir nehmen, und alle deine Freude verdoppeln?

Leider aber kann ein solches Betragen durch Gefälligkeit, durch Erziehung und eine Art erkünstelter Gutmüthigkeit dergestalt nachgeahmt werden, daß du all dein Bischen Scharfsinn wirst aufbieten müssen, um den Unterschied gewahr zu werden.

Was ihre Person betrifft, so wähle mir lieber einen Mittelschlag, wo dir nur sonst nichts anstössig ist, als irgend eine gepriesene Schönheit; denn glaube mir, Zeit und Gewohnheit werden dich über kurz oder lang kaltblütig machen. Dagegen kann die Schönheit deines Weibes leicht die Augen Anderer auf sich ziehen, und Anfälle auf ihre Keuschheit veranlassen: widersteht sie, so wird sie nicht ermangeln, sich ihren Widerstand zum besondern Verdienste anzurechnen; und da ihre Eitelkeit beständig durch das Lob ihrer Bewunderer gekizzelt wird, so kann sie nicht viel weniger als Anbetung

von dir verlangen — eine Ekstase die, wie wir wissen, bei einem steten Verkehr mit dem Gegenstande, unmöglich auf die Dauer statt haben kann.

Wenn gleich gemeine Klugheit die Aussezzung eines besondern Fonds für die Frau zu rathen, und die Niederträchtigkeit mancher sie zu rechtfertigen scheint, so kann ich sie doch nichts weniger als billigen: wenn nämlich gleich in manchen Fällen gute Absichten dadurch erreicht wurden, so weiß ich doch aus vielfacher Erfahrung, daß solche Anstalten gerade am meisten zum Unglük eben derjenigen beitrugen, deren Glük sie befördern sollten, weil sie unvermeidlich eine Verschiedenheit des Interesses hervorbrachten, und schon ihrer Natur nach jene selige Einheit und Harmonie stören mußten, ohne die sich kein ehliches Glük denken läßt.

Ich kann diesen wichtigen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch eine Lehre beizufügen, die, wenn gleich allgemein vernachlässiget, doch von ausnehmendem Nuzzen ist. Sey so wachsam als möglich, um jenen Reiz des Verlangens, jene Lauterkeit und Neuheit der Liebe stets aufrecht zu erhalten, die mit so viel Recht gepriesen, und doch so selten gekostet wird.

Die meisten Menschen, wenn sie verheurathet sind, bilden sich ein, daß nunmehr jede Höhe er-

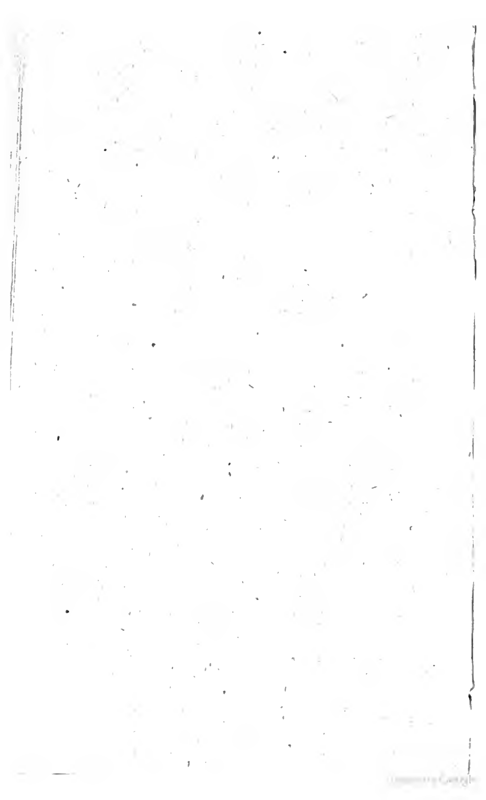
stiegen sey; alle jene kleinen Künste und Feinheiten werden jezt auf die Seite gelegt, wodurch sie ihre natürlichen Schwachheiten bedekten, widerliche Unanständigkeiten vermieden, und dadurch Erwartungen erwekten, um die sie ihre Geliebten nie bringen sollten. Man bedenke doch, daß eben die Mittel, welche angewandt wurden, die Zuneigung des Frauenzimmers zu gewinnen, durchaus nothwendig sind, selbige zu erhalten. Allzu grosse Vertraulichkeit, ein zu offnes von keinem Anstande gezügeltes Betragen — tödtet die Liebe, erstikt das Verlangen. Beobachte nur daher aufs gewissenhafteste ein gewisses äusseres Dekorum, und hüte dich eigensinnig vor Vertraulichkeiten, welche den Wohlstand beleidigen; behalte unverrükt in deinem Benehmen eine gewisse Gefälligkeit und Aufmerksamkeit bei; denn wo du diese wichtige Gränzlinie einmal überschreitest, da wird Rohheit und Unhöflichkeit an die Stelle der Liebe treten; Vernachlässigung und Verachtung wird ihnen nachfolgen, woraus nichts leichter als die entschiedenste Abneigung erwachsen kann.

Kurz, erwarte hier so wenig als sonst in einem Stükke, Vollkommenheit hier unterm Monde, und sey zufrieden, wenn der guten Eigenschaften bei deiner Zukünftigen mehr sind, als der schlimmen.

Hast du endlich das liebenswürdige, das höchst begehrenswerthe Geschöpf, von dem ich hier einige Eigenschaften angab, gefunden: so behandle es mit all der Achtung und Zärtlichkeit, die es so wohl verdient: denn wenn du gleich mit einer Person von Entgegengesezten Eigenschaften unvermeidlich unglüklich seyn mußt; so wird doch dein Glük selbst mit einer wie die Bezeichnete, groſſentheils von deinem eignen Verhalten abhangen. Mit einem Wort, sieh zu, daß du sie glüklich machst; und dein eigen Glük wird wie eine unverwelkliche Paradiesesfrucht aus euren Umarmungen hervorgehn.

Innhalt.

Seite



Geschichte
der Frau von Maintenon.
(Beschluß.)

Der sanfte Ernst, mit welchem die Frau von Maintenon den König fragte, ob ihm vor den Bildern des Todes bange, brachte ihn in eine Verlegenheit, wie er noch nie bei Weibern in einer gewesen war. Eine lange Pause war die Folge davon. Die kluge Dame brach zuerst das Stillschweigen, und half dem Könige wieder zur Fassung.

Das Gespräch war nun wieder eingelenkt, und die Unterhaltung begann von neuem; der König bewunderte noch immer was aus dem schönen Munde der liebenswürdigen Markisin kam, und sie fuhr standhaft fort, ihm über manchen Punkt sanfte Einwürfe zu machen, die er gerade so gelassen wie ein Liebhaber verschlang.

Immer rükte der Schritt zu der Eroberung des flatterhaften und stolzen Königs näher, ohne daß es ihr ahndete. Das ganze Betragen der Markisin war wie sonst, so auch jezt, anspruchlos, bescheiden und sittsam. Es kontrastirte mit dem sei-

ner ehemaligen Weiber ungemein, und dieser Kontrast war es vermuthlich, der den König so allmälig an sie hinzog. Sonst sprach er sie nur immer in Gegenwart Anderer, jezt meistens allein, um die Wonne ihres herrlichen Umgangs mit niemand theilen zu dürfen. Sie wagte bei dieser guten Gelegenheit wieder die dringende Bitte an ihn, sich doch ja bald mit der verlaßnen Königinn auszusöhnen.

Während nun die gute Markisin so thätig als möglich an dieser Versöhnung arbeitete, überließ sich Frau von Montespan der wütendsten Eifersucht. Ein so wollüstiges, eitles, eroberungssüchtiges Weib war unfähig den uneigennüzzigen Umgang der Markisin mit dem König zu begreifen; sie war unfähig ihr den feurigen Religionseifer zu verzeihen, mit dem sie den König unaufhörlich zur Trennung von ihr ermahnte. Schon ertönte der ganze Hof von dem Jammergeschrei der eifersüchtigen Montespan, und manche zweifelten nicht mehr an der gewissen Eroberung unsrer Markisin. Der König besuchte zwar noch bisweilen seine alte Lieblingin, doch merkte man es deutlich, daß er es mehr aus Gewohnheit und Klugheit, als aus Liebe that. Die Dame Montespan — die wir übrigens ganz und gar nicht zu verkleinern geden-

ten — besaß mehr Höflingsschlauheit, als eigentlichen Verstand, mehr glänzenden Weltton, als wirkliche Vernunft, mehr Affektazion als veste Grundsäze, mehr Temperamentsschwäche als Gutherzigkeit, mehr Hang zur groben Sinnlichkeit, als zur feinen schwärmerischen Liebe. Bei dieser Karakterform mußte es ihr also nicht selten an Bescheidenheit, Sittsamkeit, Vestigkeit, und an jener Sanftmuth fehlen, die das edle Weib von der pikanten, gallsüchtigen Schreierinn unterscheidet. Demohngeachtet hatte sie den König sehr lange in ihren Fesseln zu erhalten gewußt, und erst jezt drohte ihr wirkliche Gefahr, ihn zu verlieren. Ihm wollte — da er jezt was besseres kannte — die blosse herzlose Koketterie, der täuschende Firniß des Weltons, und all das eitle Gezier ohne Gefühl und Herz nun nicht mehr behagen. Ueberdies war er als gebietender Herr ohnehin zur Unbeständigkeit in der Liebe geneigt, und hatte schon Weiber von jeder Gattung kennen gelernt, nur noch keine fromme, tugendhafte und weise Maintenon. Leute, die seine ausserordentliche Flatterhaftigkeit und seine unverfeinerte Sinnlichkeit kannten, konnten zwar noch nicht mit Gewißheit behaupten, daß er die geistvolle Markisin liebe, doch wußten sie wohl, wie so äusserst unentbehrlich ihm

ihr Geist schon geworden war, und mit welcher Hastigkeit er an ihre Seite flog, wenn ihn, der Schwelgerei überdrüssig, die Langeweile marterte, oder die Gewissensbisse durch das Andenken an despotische Handlungen erzeugt, vom Schlaf aufschrökten.

Indessen sezte die eifersüchtige Montespan bei diesen trüben Aussichten sogar ihren eignen Vortheil bei Seite, um sich nur an der unschuldigen Markisin zu rächen, und dachte niedrig genug, den König mit einem gewissen sehr schönen Fräulein von Fontanges bekannt zu machen. Frech und empörend war die Art, wie sie ihm dieses Opfer der Wollust aufführte, frech und empörend die Ausdrükke, deren sie sich dabei bediente. Dieser Schritt, dessen sich jedes feinfühlende Weib schämen würde, gelang ihr nach Wunsch. Es bedurfte wenig, um den noch immer äusserst sinnlichen König an dies reizzende Marmorbild hinzureissen, über dessen Geistlosigkeit die Verführerinn noch dazu den bittersten Spott trieb. Ihr war es weit erträglicher, ihn an der Seite einer blos schönen Bildsäule zu wissen, deren Eroberung keine lange Dauer versprach, als an der Seite der weit gefährlichern Markisin, die sich bei allem diesem ganz ruhig verhielt. Zwar schmerzte es die Edle,

daß der König, den sie schon auf dem Wege der Besserung glaubte, in diese neue sträfliche Verbindung willigte; doch nur um der guten Königinn, und um der Tugend willen schmerzte es sie. Sie war die Einzige am ganzen Hofe, welche die Leiden der unglüklichen Monarchinn lindern half, die Einzige, die das beiderseitige Vertrauen des hohen Ehepaares gegen sie nicht mißbrauchte.

Der König, an diese Offenherzigkeit schon längst gewöhnt, verbarg ihr auch die neue Eroberung ganz und gar nicht; aber unglüklicher Weise trieb sie diesmal ihre kalte Gelassenheit so weit, daß der König, welcher der neuen Eroberung ungeachtet von ihr doch wenigstens aus Eitelkeit geliebt seyn wollte, sich darüber beleidigt fand. O menschliches Herz, deine Natur ist Widerspruch! — König Ludwig, dem die Geschichtschreiber übrigens eine Menge Geistesvorzüge nicht absprechen können, glaubte als König, man müsse ihn lieben, und nur ihm sei es erlaubt, seine Neigung zu theilen; allein die Denkerinn Maintenon achtete dieser despotischen Forderung nicht, und wandelte ihren Weg ruhig fort. Bei allem dem wußte der König bei seinen Weibern die müssigen Stunden recht gut einzutheilen. Aus Sinnlichkeit besuchte er das Fräulein von Fontanges, aus Etikette die Monte-

span, und aus wahrer Achtung die Maintenon, die ihn nie wiederkommen hieß, und ihn immer mit gleicher Herzlichkeit, Ruhe und Wärme empfieng, auch wenn er noch so selten bei ihr erschien. Es schikte sich oft, daß sie ihm die unglükliche Königinn ins Gedächtniß zurük rufen konnte, ohne daß er darüber zürnte. Er forderte auch bisweilen von ihr ein freimüthiges Urtheil über den Karakter der Fontanges und Montespan, und alle ihre Urtheile waren durchdacht, richtig, reich an Menschenkenntniß, passend und ganz frei vom Neide, welches der König oft selbst, wenn er im Taumel des Entzükkens von ihr sprach, bezeugte. Wirklich vergaß er an ihrer Seite nicht selten das Geschlecht, und genoß, ohne satt zu werden alles, was Kopf und Herz, Vernunft und weibliche Grazie gewähren können. Aber es kostete das herrliche Weib auch nicht wenig Anstrengung, ihn gut zu unterhalten, ohne sich etwas zu vergeben. Einem übersatten und stolzen Könige die Zeit so zu vertreiben, daß er keine Veranlassung hat, zu gähnen, erfordert ganz gewiß viel Klugheit und Kopf. Nur selten konnte er sich verläugnen, immer kam der Herrschsüchtige wieder zum Vorschein. Auch da, wo sich die Markisin nicht im geringsten in seine Geschäfte gemischt hatte, fuhr er oft brausend

vom Sofa auf, und fragte sie stolz und hart: „Madam, warum wagen Sie es, sich in meine Geschäfte zu mischen? —„ Der blosse Gedanke an Weiberherrschaft war ihm unerträglich! — Schon eine Miene von Widerspruch konnte ihn zum Zorn entflammen! —

Und doch, meine Freundinnen, erhielt sich die Denkerinn Maintenon allen diesen Hindernissen zum Troz fester in seinem Herzen als die ungestümme hochmüthige Montespan, und die ganz am Geist verarmte Fontanges, von der sich der Flatterer schon wieder abzustreifen begann. Dumm zuversichtlich auf ihre Reize glaubte das gedankenlose Fräulein, eine blos sinnliche Eroberung müsse und werde ewig dauren. Sie genoß auf diese trügerische Hoffnung hin mit Wucher alle Ergözlichkeiten eines üppigen Hofs. Doch das Schiksal hatte es indessen mit der Taumelnden ganz anders beschlossen; sie ward schwanger und ihre Niederkunft war unglüklich und zog ihr den Tod zu. Sie starb nach einer sehr kurzen Epoche ihrer Eroberung, bedauert, aber nicht beweint. In jener lezten Schrekkensstunde, wo der Schleier von den Augen zu fallen beginnt, beklagte sie zwar ihre Verirrung, allein zu spät.

Durch ihren Todt lebten nun die Hoffnungen

der eiteln Montespan wieder auf. Diese Dame glaubte den König nur auf wenige Augenblikke verloren zu haben, und er war es für sie auf immer. Ihr träumte nicht, daß die bescheidene Markisin, der man nicht die geringste Eifersucht anmerkte, noch so lebendig und unaustilgbar vor seiner Seele schwebte. Es ahndete ihr nicht, daß eine so genügsame, anspruchlose Frau voll Tugend und Frömmigkeit, die ernsteste Leidenschaft einzuflößen vermöchte. Dies hatte sie wohl ehedessen geglaubt, allein jezt nicht mehr, ob es schon der gefährlichste Zeitpunkt für sie war. Der König verdoppelte nun bei der Markisin seine Besuche, er erhob sie von Ehrenstelle zu Ehrenstelle, versorgte und beschenkte ihre Lieblinge, ohne daß sie es oft wußte, suchte vor dem ganzen Hofe gierig und zwanglos ihre Blikke, er befolgte oft ihren Rath, kurz er war bereits ganz gefesselt, ganz verliebt in ihre Geistesvorzüge, und heimlich auch in ihre noch immer schöne Figur, über deren Reize er nicht das Herz hatte, ihr nur die geringste Schmeichelei zu sagen. Sonst an schmeichlerische Galanteriesprache gewöhnt, die das Grab der Unschuld so vieler schwachen Weiber gräbt, wagte er zwar hie und da einen kleinen Wink dieser Art, aber sie schrökte ihn schnell wieder durch ernste Empfindlichkeit zurük. —

„Es ist schwach und unbillig von Ihnen, mein König, — „ sagte sie bei ähnlichen Gelegenheiten zu ihm — „ daß Sie an mir nach den alltäglichsten Kunstgriffen der Männer, nur das zufällige Aeusserliche zu bemerken scheinen! — Betrachten Sie es als blosse Zugabe des Ungefährs, und helfen Sie mir fleissiger den Geist als den Körper anbauen, denn nur ihn nehme ich mit hinüber! „ — Wie hätte der König bei dieser festen Sprache aus Ehrfurcht auch nicht verstummen sollen? Wie hätte er es wagen können, dieses bewundernswürdige Weib, über einen so küzlichen Punkt zu beleidigen? — Einst überraschte er sie am frühen Morgen unangemeldet im Nachtkleide; „wären Sie nicht König — rief sie ihm rasch entgegen — wären Sie nicht König, ich wiese Ihnen die Thüre!„ — Und er antwortete, schon auf der Thürschwelle zurükgeschrökt — Eben weil ich König bin, entferne ich mich wieder! „ —

Von dem höchsten Grade der reinsten Hochachtung beseelt, gab er ihr bald nachher vor einer ganzen Gesellschaft noch einen grössern Beweis seiner Verehrung. Es wurden Pfänderspiele gespielt, und ihm zur Busse aufgetragen, alle Damen der Reihe nach zu küssen, oder sie mit dem

Sessel rükwärts zu schaukeln. Dies wagte der König im wilden Getümmel der Schäkkerei zuversichtlich auf sein Königsansehen bei allen anwesenden Damen, bei jungen und alten, bei schönen und häßlichen, nur nicht bei der Markisin, deren fester Blik ihn plözlich lähmte! — Einmal bei einem flatterhaften Lüstling sich die Achtung vergeben, sei's auch nur durch eine Kleinigkeit, und hin ist sie auf ewig; dies wußte die Menschenkennerinn wohl, und handelte darum so. Ihr war in diesem Augenblik das Nasenrümpfen des Neides gleichgültig, sie achtete nicht den beissenden Spott des Lasters, der ihr reichlich zu Theil wurde. Die grosse Kunst so einen Mann in den Fesseln zu erhalten, kostete sie nur im Anfang Feinheit und Festigkeit; nun war er an diesen Ton schon gewöhnt, und da er sie heimlich unendlich liebte, so hatte er nicht den Muth, sie so gebieterisch wie die übrigen Weiber zu behandlen.

Auf diesem Punkte stand ihre Bekanntschaft, als es der Markisin endlich gelang, den jezt weit biegsamern König von der Montespan zu trennen, und ihn triumphirend in die Arme der Königinn zurükzuführen. Sie hatte ihn schon so ganz in ihrer Gewalt, daß er nie bei ihr erscheinen durfte, ehe er zuvor bei der Königinn gewesen war, wel-

che über diese Aussöhnung Freudenthränen vergoß. Weit entfernt gegen die edle Markisin zu eifern, überhäufte die gute Königinn sie mit der zärtlichsten Freundschaft und grossen Geschenken. Zwar wußte die Königinn wohl, daß der König mehr Leidenschaft für die Markisin als für sie empfand, allein sie war auch völlig überzeugt, daß diese Edle seine Leidenschaft nicht mißbrauchte. Noch bei keiner Lieblinginn hatte die Königinn der glüklichen Tage so viele erlebt, als bei dieser. Noch nie hatte sie der König mit mehr Schonung und Achtung behandelt, als gerade jezt.

Der Neid trieb aber auch bei diesem schönen Bunde sein Spiel wieder! — Eine seiner Abgesandtinnen war die Herzoginn von Richelieu, eine alltägliche hämische Klatscherinn, welche es wagte, der Königinn Mißtrauen gegen die Markisin einflössen zu wollen. Doch die Königinn, groß und edel, dankbar und zärtlich für ihre Freundinn gestimmt, verachtete den schändlichen Kunstgriff, und erzählte offenherzig dem Konig und ihr alles wieder, was dieses Weib ihr in die Ohren geflüstert hatte. Ludwig, der gähzonige König, wollte sie im ersten Gluteifer ungezügelter Leidenschaft plözlich vom Hofe verbannen; aber die Markisin verbat es sich ausdrüklich. Die Wohlthaten wa-

ren bei ihr noch nicht vergessen, die sie einst von der Herzoginn empfangen hatte; sie rächte sich indessen an der Klatscherinn edler, indem sie vor dem ganzen versammelten Hofe zu ihr sagte: „Madam, verfolgen Sie mich wie Sie wollen, wo Sie wollen, und so lange Sie wollen, Sie werden es doch nicht bis dahin bringen, mich zur Undankbaren zu machen! — „ Beschämt verkroch sich jezt die Herzoginn unter den Haufen, und jedes Herz klopfte der Markisinn Bewunderung zu. Es ist leicht begreiflich, daß sie der König um solcher Züge willen, woran ihre Lebensgeschichte sehr reich ist, immer mehr liebte; daß er nun ämsiger, als je alle Gelegenheiten aufsuchte ihr Freude zu machen, so klein und beschränkt auch ihre Wünsche waren. „O liebes, liebes Weib — sprach er im Taumel der Wonne mehr als einmal zu ihr — „Sie haben ja von mir noch gar nichts empfangen. Ich muß Ihnen und Ihren Verwandten alles aufdringen; „— „Mein König, Sie dürfen mir nichts geben — war die bescheidne Antwort der Markisinn — „Denn das, was Sie besizzen, gehört Ihren Unterthanen! —„ O wo giebt es unter der Sonne leicht eine Königslieblinginn, die so denkt, so handelt,

so spricht? — Geschöpfe, welche den Unterthanen das Mark aus den Knochen saugen, die sich mit Diamanten brüsten, welche aus Thränen gepreßt sind, die schwache Fürsten zu hartherzigen Bedrükkungen verleiten, die ihren Verschwendungsgeist entflammen, Uebermuth und Schwelgerei einführen, in der Willkür solcher verworffener Geschöpfe steht oft das Verderben eines ganzen Volkes! — Nein, dieser schweren Sünde, die den gräulichen Fluch vieler Generazionen mit sich schleppt, machte sich unsere Maintenon nicht schuldig. Sie ließ sich weder bestechen, noch beschenken, und wenn sie vom König etwas annehmen mußte, so gab sie es sicher den Armen doppelt wieder. Auch für Modeputz verschwendete sie keine Summen; ihre Kleidung war anständig, geschmakvoll, niedlich, aber ganz einfach. Durchaus keinen Uebermuth, durchaus keinen Schwindelgeist, durchaus keine zuversichtliche Prahlerei entdekte man an ihr. Willig und bescheiden gab sie als erste Hofdame den Vorrang andern, denen er nicht gehörte.

Noch lange würde der schöne Bund zwischen dem König, seiner Gemahlinn und ihr gedauert haben, wenn eine tödtliche Krankheit die gute Königinn nicht aus dem harmonischen Kleeblatt gerissen hätte. In den Armen der Markisinn starb sie mit

der lezten Bitte auf der Zunge, daß der König sie doch ja zur Gemahlinn wählen möchte. Von nun an gehörte er auch ganz ihr zu, sie theilte seine Liebe und seinen Umgang mit niemand mehr. Freimüthiger, offner, zärtlicher ward nun ihr Betragen gegen den ungefesselten Monarchen. Keine Gewissenszweifel warfen sich mehr dazwischen, und das Herz der Markisinn fieng an für ihn im Stillen zu fühlen, ob sie es schon aus Bescheidenheit weder ihm noch sich selbst eingestand. Unterdessen war sie in jenes Alter gerükt, wo Vernünftige sich schämen Empfindungen zu gestehen, die bei andern so selten erregt werden können. Unglaublich schien ihr eine Eroberung in diesem Alter, denn sie hatte bereits ihr sieben und vierzigstes Jahr zurükgelegt. Die Natur blühte zwar noch mit lieblicher Fülle in ihr, allein sie traute dem Spiegel doch nicht, und der König mochte sie noch so feurig seiner Neigung versicheru, auch ihm glaubte sie nicht. Einst aber wurde ihr Herz an ihr doch zum Verräther. Der König stürzte an ihrer Seite vom Pferde, und ein lautes Angstgeschrei überzeugte ihn von den leidenschaftlichen Gefühlen, die unter der Asche glommen. Es war keine gewöhnliche Angst, keine gewöhnliche Sorgfalt, was er an ihr entdekte, es war die Angst und Sorgfalt der Liebe! —

Mehr

Mehr verlangte König Ludwig nicht, um sie auf dem Punkte fest zu halten, der ihm so viel Glükseligkeit versprach. Sie ward seine Gattinn, doch nur heimlich; öffentlich es zu werden erlaubten es die Konvenzionen und ihre eigene Bescheidenheit nicht. Aber auch jezt noch blieb ihr Betragen sich selbst gleich, und niemand würde diese grosse Veränderung an ihr entdekt haben, wenn ein Zufall es nicht verrathen hätte. Die geschmeidigste aller Hofkreatüren, bestochen von einer ihrer bittersten Feindinnen, sah, daß der König sie einst am Fenster küßte, und stieß mit giftigen Anmerkungen in die Posaune. „Entweder lügst du „ — fiel ihr bei dieser Nachricht die horchende Feindinn ins Wort — „oder sie ist seine Gemahlin! — „ Fest muß der Glaube an ihre Tugend gewesen seyn, wenn Feinde mit dieser Zuversicht von ihr sprechen konnten! —

Der ganze Hof war nun überzeugt, und der König ließ es selbst merken wie nahe er an sie gekettet war. Es beleidigte ihn weit mehr, wenn man ihr nicht die gehörige Achtung erwies, als ihm. Sein Ehrgeiz fand volle Nahrung in ihrem Besiz. Eine Veränderung war mit ihm vorgegangen, die den meisten Menschen unbegreiflich schien. Liebe zum stillen häuslichen Leben, Hang

zur Andacht, die er freilich, wie gesagt, auf eine grausame Art übertrieb, Abscheu gegen Höflings-schwelgereien, alles dies hatte sie ihm eingeflößt. Sie besserte an ihm, was noch zu bessern war, ohne gerade alle Mißbräuche der königlichen Gewalt verhüten zu können, von denen sie oft nichts wußte, da sie durch Priester und Minister ausgeübt wurden. Hier nur ein einziges Pröbchen, zum Beweis wie scheußlich Könige oft von Ministern hintergangen werden. Der blutdürstige Minister Louvois, bekannt durch seine Greuelthaten, kam einst zum König mit der gräßlichen Nachricht, er habe so eben einen Eilboten nach Trier abgeschikt, um diese Stadt, so wie Speier, ohne Schonung mit allem, was sich darinn befand, verbrennen zu lassen. Ludwig, der bei allem seinem Despotismus doch menschlicher gesinnt war, als dieser Bösewicht, stampfte vor Wuth auf die Erde, und schrie ihm äusserst aufgebracht entgegen: „ Herr, wenn sie den Eilboten nicht gleich wieder einzuholen wissen, so ist Ihr Kopf verloren! — „ Diese entschloßne Antwort hatte Louvois wohl nicht erwartet. Sie erschütterte den Mordbrenner so, daß er dem König kniefällig gestand, das Ganze sei Unwahrheit, der Eilbote sei noch nicht fort, und er habe auf gut Glük hin

nur einen Schein = Versuch gewagt. Hätte der König dieses grausame Vorhaben gebilligt, wie es der Wunsch eines nach Menschenblut lechzenden Ministers war, so wäre die unglükliche Stadt in dem damaligen Kriege durch die Kühnheit des gewissenlosen Mannes eingeäschert worden! —

Solche traurige Beispiele hat die französische Geschichte sehr viele aufzuweisen. Merkwürdig ist es aber, daß Louvois und seines gleichen vor dem durchdringenden Blikke unserer Maintenon zitterten. Sie mischte sich zwar noch immer nicht unmittelbar in Staatsangelegenheiten; nur dann gab sie einen guten Rath, wenn der König sie um ihre Meinung fragte; allein sie lauerte bei jedem Anlaß doch strenge auf das Betragen der Minister, und klagte sie freimüthig an, wenn sie Dinge entdekte, welche sich auf Bedrükkung des Volks bezogen. Und doch konnte sie gegen die verfolgten Protestanten mit so viel Gleichgültigkeit verfahren? — O gewiß, ewig wird es mir unbegreiflich bleiben, warum sie bei ihrem Gerechtigkeitseifer nicht nachdrüklicher gegen die harte Behandlung dieser Leute arbeitete, als sie es that! An der blossen Mißbilligung der Blutscenen war es doch wohl nicht genug? — Und wenn sie auch nicht alle Gewaltthaten erfuhr, die man an ihnen

ausübte, so wußte sie doch von vielen. Wir finden zwar, daß sie dem König oft Vorwürfe hierüber machte, aber wie mich dünkt, nie mit der vollen Kraft ihrer Gewalt, nie mit jener klugen Standhaftigkeit, womit sie sonst alles Schöne und Gute betreiben half. Warum ließ sich die sonst so karakterfeste Maintenon so leicht abschrökken, als der König einst zu ihr sagte: „Madam, mich dünkt, in Ihnen stekt noch eine gute Porzion Kalvinismus! — „ Beinahe geräth man auf den Verdacht, daß unsre Maintenon aus Irrthum in diesem Punkte ihr Herz verläugnete, und daß sie die Auswüchse des religiösen Fanatismus halb und halb für verdienstlich hielt. Ich mag dieser Vermuthung nicht länger so strenge nachspüren, um dadurch die übrigen schönen Züge ihres Herzens nicht zu verdunkeln. Der Haß, durch den ihr von den verfolgten Hugonotten, um ihres zweideutigen Betragens willen, alle andere Verdienste abgesprochen wurden, war Strafe genug für sie! — Wie hätte sie aber auch dieser Haß nicht in seiner ganzen Fülle treffen sollen, da sie einst dem Abgesandten der Hugonotten, welcher sie um Vorsprache beim König anflehte, ganz kalt zur Antwort gab, sie mische sich in keine Staatssachen? —

Ich denke aber doch, da, wo Menschenblut er-

spart werden konnte, hätte sie eine Ausnahme machen sollen! — In allem übrigen, wo es auf die Ausrottung anderer Mißbräuche ankam, war ihre Wirkungskraft beim König, so klein sie schien, doch sehr groß. Er selbst räumte ihr nach und nach alle diese Gewalt ein, er selbst sagte in manchen verwikkelten Dingen zu seinen Räthen: „Wir wollen erst die Vernunft Maintenon um Rath fragen, ehe wir uns zu etwas entschliessen!„ — Er selbst hieß sie immer Euer Weisheit, und richtete sich oft nach dem Ausspruche ihrer Meinung, besonders da, wo ihm die Minister in ihrer Gegenwart referirten. Sie saß, wenn der König Audienz gab, meistens in einem Winkel am Spinnrädchen, oder beschäftigte sich hinter der spanischen Wand, von woher man durch eine verborgene Stimme plözlich etwas widersprechen, oder berichtigen hörte. Auch sie war es, die den König anhielt, daß er von nun an über alle wichtigen Geschäfte ein Tagebuch führte. So weit reichte da ihre Gewalt, nur bei übler Laune ließ er ihr den König fühlen, und beförderte oft gerade den nicht, den sie ihm empfohlen hatte. Zwar nur höchst selten empfahl sie ihm jemand zur Beförderung, und nie eine Seele aus ihrer Familie. Das Publikum überhäufte sie bereits mit Bittschriften, welche sie

ihm ohne den geringsten Zusaz übergab. . Fast immer war sie dem König zur Seite, und der ganze Hof richtete sich allmälich nach seinem durch sie vereinfachten Geschmakke. Man behauptete, daß es damals, sei es auch nur zum Schein, an dem allerüppigsten der Höfe nie sittlicher zugegangen sei, als zu diesen Zeiten.

Der König mußte nun wegen des Krieges mit nach Flandern reisen, und sie begleitete ihn dahin. Kaum war er in der dortigen Gegend angelangt, als ihm eine Schaar Weiber in voller Angst aus einer Vestung entgegen gezogen kam, die belagert werden sollte. Diese Unglüklichen dauerten ihn, er schikte sie in den Schuz der Maintenon, die eine Strekke Wegs zurükgeblieben war. Alles, was sie nur konnte, gab die gute Dame den Flüchtigen zur Unterstüzzung hin, und verkaufte noch dazu Schmuk, Pferd und Wagen, um ihr Elend ganz zu mildern. Eine Dame aus der Mitte dieser Unglüklichen lohnte sie nachher mit Verläumdung; sie erfuhr es wieder, und handelte auch hier wie gewöhnlich großmüthig gegen ihre Feinde. „Ich liebe diese Dame, weil sie Troz ihrem Betragen doch liebenswürdig ist; ich verzeihe ihr, da sie mich nur aus Unbesonnenheit beleidigt hat, und aus Schuldigkeit erwiese ich

ihr Dienste, weil ihr Vater mir in meiner Armuth einst diente! „ — Dies war abermals ihre edle Antwort, auf eine unverzeihliche Beleidigung aus Undank. — Ueberhaupt schien Maintenon in nichts grösser und erhabener, als in der Dankbarkeit, und in der bescheidenen Verläugnung ihres jezzigen Standes. Gegen keinen Menschen verbarg sie ihre ehemalige Dürftigkeit, gegen keine Seele, von der sie nur den Werth einer Steknadel empfangen hatte, war sie undankbar, davon überzeugen uns nebst vielen andern folgende Thatsachen! — Wir wollen eine solche Szene belauschen.

Ein Jesuit. Frau von Maintenon.

Jesuit. Madam, ich habe zwar nicht die Ehre Sie zu kennen, aber ich vermuthe, daß Sie mit der edlen Frau von Maintenon bekannt sind? —

Maintenon. Und was wollen Sie von ihr? —

Jesuit. Sie für meinen Bruder um ein Amt bitten. —

Maintenon. O da gerathen Sie an die Unrechte! — Frau von Maintenon bittet zwar den König bisweilen um Almosen, allein nie um Gnadenbezeugungen. —

Jesuit. Aber sie steht beim König doch in so grossem Ansehen. —

Maintenon. Glauben Sie das nicht! Sicher in keinem halb so grossen, als Sie und das Publikum wähnen! —

Jesuit. (Mit Wärme auffahrend) O bei Gott, Sie sind Frau von Maintenon selbst! — Nur Sie kann sich so edel selbstverläugnen.

Maintenon. Sie haben es errathen, mein Herr. Bin ich vielleicht Ihre Schuldnerinn? Haben Sie oder die Ihrigen mir in einer ehemaligen Armuth etwa Dienste geleistet, die meinem Gedächtniß entschlüpften? — Sprechen Sie aufrichtig, das scheußliche Laster des Undanks soll in meinem Herzen nie Eingang finden.

Jesuit. Verzeihen Sie, Madam, ich habe keine andere Ansprüche auf Sie, als die, welcher jeder zutraulich Bittende auf Ihr Herz hat.

Maintenon. Nun so trauen Sie mir auch zu, daß ich in dieser Sache handeln werde, wie Vernunft, Herz und Bescheidenheit es mir gebieten! —

Sie untersuchte dann, ob der Mann zu dem begehrten Amte auch hinlängliche Fähigkeiten besizze, und erst nach dieser Ueberzeugung erzählte Sie die Sache dem König, verschwieg ihm aber

sorgfältig alles, was sich zu ihrem Lob eingemischt hatte. Noch eine ähnliche Szene, bei welcher der ganze gaffende Hof Zeuge war, will ich hier meinen Leserinnen schildern.

Ein armer, am Stabe schwankender Greis sprach sie einst mitten unter den Höflingen mit diesen Worten an.

Greis. Es sind bereits vierzig Jahre, Madam, daß Sie mich nicht mehr sahen. Sie können mich auch nicht mehr kennen, da so mancherlei Schiksale diese Furchen in meine Stirne gezogen haben. Aber ich kenne Sie noch an Ihrem sprechenden offnen Gesichte, an dem Ausdruk einer so schönen Seele, der darauf ruht, an...

Maintenon. (Rasch einfallend) Abgebrochen, lieber Alter, dieser unverdiente Lobeston ist mir lästig! — Wer sind Sie? — Was wollen Sie? — Womit kann ich helfen? — Gewiß hat Ihr Herz mir einst Dienste geleistet, dies seh ich Ihrer so vollkommenen Zuversicht an.

Greis. (Seufzend) Ach dürfte ich es nur wagen, Sie an etwas zu erinnern? —

Maintenon. Ohne Scheu, an alles, an alles, und sollte es selbst meine ehemalige Armuth betreffen. Desto besser, wenn es sie betrifft, die-

se Erinnerung an sie wird mir helfen den Uebermuth tödten, der an einer so gefährlichen Stelle wie die Meinige jezt ist, in mir etwa aufkeimen könnte. —

Greis. (Freudig) Dacht' ichs doch, dacht' ichs doch, ein Engel in menschlicher Gestalt, wie Sie einer sind, bleibt sich bis in den Sarg selbst gleich! — O Gottlob, daß ich armer alter Mann auch einmal wieder die Wonne der Freudenthränen empfinde! —

Maintenon. Aufrichtig, guter Vater, woher kennen Sie mich? —

Greis. Sie werden sich erinnern, edle Dame, daß Sie damals, als Sie mit Ihrer Mutter aus Amerika zurükkamen, vom Schiksal gezwungen wurden, vor einem gewissen Jesuitenkloster mit andern Armen die Suppe zu essen? —

Maintenon. Ganz richtig, so hat es ohne meine Schuld das Schiksal gewollt, und ich danke dem Allmächtigen dafür, denn dadurch lernte ich auch die Leiden Anderer fühlen! —

Greis. Ich war zu selbiger Zeit in jenem Kloster ein junger Mönch, und mich traf oft die Reihe, den Armen die Suppe zu geben. Gar bald bemerkte ich Sie unter dem Haufen, Ihre Gesichtsbildung zog mich an, und ihr ganzes Be-

tragen überzeugte mich schnell, wie wehe es Ihnen that, sich mitten in den Troß ungezogener Bettler mischen zu müssen.

Maintenon. (Gerührt) Ach Gott, nicht die Armuth thut gewissen Menschen wehe, aber die tausend Erniedrigungen, die sie nach sich zieht! —

Greis. Eben dieses feine schmerzhafte Gefühl, sah ich Ihnen damals deutlich an, und schikte Ihnen aus dieser Rüksicht die Suppe ins Haus. Gott sei aber mein Zeuge, mit dem herzlichsten Bedauren, nicht mehr für Sie thun zu können! —

Maintenon. Dank Ihnen, edler Greis! Wer das Wenige, was er besizt, mit den Armen theilt, thut mehr als jener, der viel giebt, weil er viel geben kann.

Greis. So dacht ich auch, der Werth einer solchen Handlung wird doch nur durchs Herz entschieden, und das meinige hätte Ihnen aus Ehrfurcht und Theilnahme sein Blut hingegeben! —

Maintenon. Noch einmal Dank Ihnen! — Aber bei diesen bloß lerren Worten soll es nicht bleiben. Nur gesprochen! Was bedürfen Sie? Alles, was ich besizze, steht zu Ihren Diensten.

Greis. Einige Zeit nachher verließ ich das Kloster, und habe mich unter der Last mancher Lei-

den endlich bis zum Dorfschulmeister geschwungen. Diese Stelle ist mir nicht nur schon lange lästig, sondern ich glaube auch Fähigkeiten zu einer Pfarre zu besizzen, und bitte Sie, mir zu dieser so lange gewünschten Veränderung zu helfen.

Maintenon. Mit tausend Vergnügen, guter Mann, wenn es von mir abhienge. Halten Sie es nicht für doppelzüngigen Hofton, wenn ich Sie versichere, daß es sich für mich nicht schikt, Stellen zu vergeben. Zudem weiß ich wohl, daß sie ein edler Mann sind, aber ich weiß nicht ob Sie auch zu der verlangten Stelle ein tauglicher Mann sind? — Um aber doch meine grosse Schuld wenigstens zum Theil zu tilgen, so will ich Sie bitten, diese hundert Louisdors, und alle Jahre eben so viel, als eine kleine Erkenntlichkeit von mir anzunehmen. Es wird Ihnen wohl einerlei seyn, aus wessen Händen Sie eine Zulage erhalten?

Greis. O edle, edle Frau! Wo nehme ich Worte her zum danken!

Jezt kam der König und sah den Freudetrunkenen Greis; er sah den staunenden Hof, und mitten unter ihm die himmlisch vergnügte Maintenon, welche ihm geradezu ohne die geringste Scheu

alles erzählte, was vorgegangen war, und dafür von ihm öffentlich eine der herzlichsten Umarmungen empfieng. Immer theurer mußte sie ihm auch von Seite des Herzens werden, aus dem er täglich die edelsten Handlungen fliessen sah. Der größte Theil des Publikums kannte sie zwar schon lange von dieser schönen Seite.

Das edle Weib suchte unermüdet alle Menschen auf, die ihr ehemals die geringste Gefälligkeit erwiesen hatten, und so eben war sie damit beschäftigt, eine arme Wascherinn aufsuchen zu lassen, welche ihr in den Zeiten ihrer Armuth einiges Hausgeräth geliehen hatte, als sie einst Besuche erwartete, und sich ihres so leeren Stübchens schämte. Man fand dies arme Weib in einem elenden Dachkämmerchen, verlassen von aller Welt, krank und zusammengedrükt vom bittersten Mangel! — Frau von Maintenon stieg selbst ins Dachkämmerchen hinauf, nnd überraschte sie mit ihrer Dankbarkeit. Sie bat die Arme mit rührenden Worten, eine Menge Geschenke und ein anständiges Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Diese herzerwärmende Szene weiter auszumahlen erlaubt hier der Raum nicht, jeder mag sie selbst nachfühlen! —

Unsere liebe Maintenon war übrigens nicht nur gegen jene wohlthätig, welche ihr einst gedient hat-

ten, sie vergaß auch andere Arme nicht. Sehr oft kam sie ohne Schmuk, ohne Börse, ohne Schärpe, sogar ohne Schuhe nach Hause, und hatte alles der leidenden Menschheit hingegeben! — Täglich gieng sie ohne den geringsten Ekkel in Spitälern, Lazarethen, Waisen = und Findlingshäusern herum. Der König bat sie dringend, es um ihrer Gesundheit willen doch zu unterlassen; allein sie folgte ihm nicht, und gab ihm zur Antwort: „Wenn mich die Vorsehung auf diese Art durch den Tod wegraffen will, so trifft sie mich doch wenigstens auf dem Wege meiner Pflicht an!„ — Am meisten liebte sie die Kinder; sie schien ihr Herz leidenschaftlich an der naiven Unschuld ergözzen zu wollen. Wo sie nur konnte, drängte sie sich in ihre Mitte. Ihre meiste Gesellschaft bestand aus armen Mädchen, denen sie oft während des Ankleidens Briefe diktirte, oder sonst Unterricht gab. Dieser Liebe zur Jugend, diesem warmen Eifer die gute Erziehung befördern zu helfen, verdanken ihre Landsleute jenes berühmte weibliche Erziehungshaus von St. Cyr wozu sie den ersten Grund legte. Anfangs war es von ihr nur eine blosse Privatunternehmung für arme adeliche Mädchen, die aus Mangel auf dem gefährlichen Scheideweg zwischen Tugend und Laster standen. Nach=

her wurde dies Erziehungshaus vom Könige reichlich ausgestattet, und in eine daurende Stiftung umgeschaffen. Auch bürgerliche Mädchen durften jezt Theil daran nehmen, und wohnten unter dem Titel der blauen Mädchen in einem besondern Stokwerke. Die ganze Einrichtung war das rühmliche Werk der Frau von Maintenon. Sie allein hatte den schönen Plan dazu entworfen, der die wenigen Fehler, welche der klösterlichen Erziehung eigen sind, abgerechnet, sehr zwekmässig war. Die Zöglinge wurden vorzüglich strenge zur Religion, Arbeitsamkeit, Bescheidenheit und Sittsamkeit angehalten. Ausser diesem erhielten sie einen ihrem Stande angemessenen Unterricht in der Geschichte, Geographie und Musik. Sie selbst war zwei Jahre lang ihre oberste Aufseherinn, und ließ sich sogar bis zum Kämmen und Ankleiden der Kinder herab. Das gute Weib aß mit den Mädchen, arbeitete mit ihnen, und gab ihnen in allem fleissigen Unterricht. In müssigen Stunden sah man die Edle den Laienschwestern arbeiten helfen, oder mit guten Köpfen auf Verbesserungen des Instituts raffiniren. Puz und Eitelkeit kannten die Zöglinge so wenig als ihre Vorsteherinn; ihre Kleidung bestand aus dem einfachsten Anzug. Die Mädchen selbst halfen dem Institut sparen, um

einst eine bessere Aussteuer zu bekommen, welche ihnen von daher versprochen war. Ihre Bestrafung bestand in einem feuerfarbigen Bande, das sie zur Schande tragen mußten, und ihre Belohnung in einem schwarzen Bande, welches sie zur Ehre ihres Wohlverhaltens tragen durften. Die übrigen Vorsteherinnen des Instituts waren keine eigentliche Nonnen, sie trugen eine halb weltliche Kleidung, und durften das Haus nach Willkür verlassen.

Allein dieser schönen zwekmässigen Einrichtung ohngeachtet verschonte — nach Welt Gebrauch — die Verläumdung weder die Stiftung selbst, noch die Stifterinn. Es erschien um diese Zeit eine hämische Lästerschrift, in welcher ihre Jugendjahre, und das ganze Institut verläumdet wurden. Großmüthig verachtete zwar die edle Maintenon diese Pfeile des Neides, aber sie drangen doch tief in ihr feinfühlendes Herz. Noch kam der Umstand hinzu, daß das Volk wegen des spanischen Sukzeßionskriegs damals in g[r]ößer Noth war, und sie für die Urheberinn davon hielt. Dieser ungegründete Haß traf sie unschuldig in vollem Maasse, ob sie schon nie mehr von dem Volke verdiente geliebt zu werden, als jezt, wo sie es mit so unzählichen Wohlthaten überhäufte. Man sah die

Ver-

Verkannte aus diesen Gründen, und auch darum, weil der Hof ihr täglich lästiger wurde, oft einsam weinen. Nun fügte es der Zufall, daß die Gesundheit des Königs, durch Alter geschwächt, auch noch zusehends abnahm. Er warf sich nur zu bald für sie aufs Krankenbett, und dieser lezte Schlag zertrümmerte ihren Muth vollends! — Sie blieb seine Wärterinn, seine Freundinn, seine Vertraute bis zum lezten Augenblikke seines Lebens. Mit troknen Augen nahm er von seiner Familie Abschied; aber so nicht von ihr. Der sterbende König strengte noch die lezten Kräfte an, um die Edle, die sich so rein und so lange in seiner Achtung zu erhalten gewußt hatte, zum Leztenmal ans Herz zu drükken. „Nur du, nur du, gutes Weib, erschwerst mir den Tod!„ — Schluchzte er ihr entgegen. Dann empfahl er sie dringend seinem Vetter, dem Herzog von Orleans, den er wegen der Minderjährigkeit des Dauphins zum Regenten einsezte. Eher konnte er nicht ruhig sterben! — Dann aber nahte sich bei ihm die Natur in leisen Schritten ihrer Auflösung. Er verlor das Bewußtseyn, und Frau von Maintenon wurde von den Aerzten gezwungen ihn zu verlassen, nachdem sie unter herbem Kampfe so oft zurükgekehrt war, um auf die kalten Lippen den lezten Abschiedskuß zu drükken! —

Langsam fuhr nun der Trauerwagen mit der trostlos wimmernden Wittwe ihrem künftigen Ruhesiz St. Cyr zu. Sprachlos, gebeugt, blaß wie der Tod selbst, bezog sie die einsame Klause, um auf der harten Erde mit blossem Knieen den Allmächtigen händeringend um das selige Ende des sterbenden Königs zu bitten! — Unterdessen hatte er seinen Geist ausgehaucht, und niemand ausser einer jungen Zöglinginn besaß den Muth, ihr diese traurige Nachricht zu bringen. Der Gram stak schon zu tief in der gebeugten Seele, als daß ihr Thränen hätten Erleichterung geben können. Ein stummes Kopfnikken, ein starrer gegen den Himmel gerichteter Blik verriethen ihren schröklichen Zustand, ihr Schwanken zwischen Leben und Tod! — Jedermann, vom Regenten bis zur lezten Kammerfrau hinab, bemühte sich dann ihr Loos zu erleichtern. Menschen konnten aber diese Wunde nicht heilen, die Zeit mußte es thun, und durch sie fand Frau von Maintenon zu St. Cyr nach und nach ihre Ruhe wieder, die sie im Hofgetümmel gewiß nicht gefunden haben würde. Ihr hohes Alter rükte bereits heran, und je älter sie wurde, je mehr glaubte sie aus zu übertriebener Bescheidenheit den Menschen lästig zu werden. Von diesem delikaten Gedanken beunruhigt, bezahlte sie sogar zu St.

Cyr das Kostgeld, an einem Orte, der seine ganze Existenz von ihr erhalten hatte. Nach langem Harren auf Erlösung, nach vielem Beten und Dulden, kam endlich auch ihr Stündchen; sie starb mit der ruhigen Miene einer Christinn, benezt von den Thränen jener, die sie glüklich gemacht hatte, in einem Alter von drei und achtzig Jahren! —

Gesegnet sei ihre Asche! Viele hundert durch sie gerettete Menschen wanden Blumenkränze um ihre Urne, und ich beschwöre meine Leserinnen mit feuchten Augen, in allem Schönen und Grossen dem Beispiel dieses edeln Weibs zu folgen, und durch sie belehrt, sich vor ihren Schwachheiten und Verirrungen zu bewahren! —

Marianne Ehrmann.

Kleine Anlässe menschlicher Unruhe.

Ich hatte ein junges muntres Hündchen. Das Thierchen zeigte jederzeit viel Anhänglichkeit gegen mich, und bewieß seinen treuen Sinn bei mehr als einer Gelegenheit. Ich schäzte es hinwiederum, wie es sich dann ziemte, schäkerte oft mit ihm in Augenblikken der Musse, und that ihm Gutes, wo ich konnte. Meine Gutthätigkeit aber gereichte dem freundlichen Zögling zum Verderben. Das Hündchen wurde allmählich groß und stark; und weil ich nachsichtig war, — was es sich frühzeitig abgemerkt hatte — so ward es muthwillig, statt träge zu werden; und da es Nichts zu schaffen hatte, fieng es an, seinen Muthwillen gegen Bettler und Fremde zu treiben. Es bellte den langen lieben Tag vor der Thüre, die es herrschsüchtig jedem Unbekannten verwehrte, biß um sich wie ein grimmiger Löwe, that, als wenn es die Leuthe verschlingen wollte, zerrte die Weiber an den Schürzen, die Männer an den Rökken, und trieb sonst noch des Unfugs so viel, daß ich nöthig fand,

dem Unwesen zu steuern. Aber das Hündchen war bei der Seltenheit zwekmässiger Strafe eigenwillig geworden, stämmte sich gegen glatte Wort' und Züchtigungen, und weil ich sah, daß der übermüthige Zärtling so schwer zu bessern seyn würde, als meines Nachbars Bube, der auf dem nämlichen Wege schlimm geworden war, so ließ ich es auf ein entferntes Dorf verpflanzen, wo es bei magerer Kost unter des rauhen Dorfschmids Händen sich schmiegen lernt.

Standhaft ertrug ich die nächsten paar Stunden des Hündchens Auswanderung. Ich war sogar froh, des Gebelis — was ich jederzeit am wenigsten geliebt hatte — frei zu seyn. Als aber die Zeit der Abenddämmerung erschien, da vermerkte ich eine Lükke in der Reihe meiner Unterhaltungen. Ich gieng — weil ich, um meinen blöden Augen zu schonen, nicht gleich, wie andre hochgelehrten Herren, die Kerze anzünde, sobald das natürliche Licht hinunter ist, — ich gieng auf und ab, dachte wohl auch, wie sonst, an dies und das, was ich gelesen und gehört hatte; aber es war kein Ernst, kein Muth in mir, kein fester Zusammenhang in meinen Ideen. Es war eine Leere in meinem Wesen, und eine Unruhe, deren ich nicht gewohnt war. Unwillkürlich traf ich in meinen geistigen

Streiffereien manchmal auch auf das Hündchen, das sonst so freundlich in dieser Stunde um mich herumsprang; aber ich dachte nicht, daß eines Thierchens Abwesenheit die Ruhe eines gesezten Mannes stören sollte.

Diesen Spleen — wofür ich meine Verstimmung hielt — zu bändigen, grif ich früher als sonst nach der Kerze, und fieng an, in einem launichten Werke rüstig wegzulesen. Der Kunstgriff gelang. Ich ward bestätigt in dem Wahne, daß blos Uebellaune meine Tirannin gewesen sey. Aber der wahre, obwohl noch verborgene, Grund von der Rükkehr meiner Ruhe möchte seyn, daß ich mich über den Ablauf der Dämmerung täuschte, in welcher ich sonst mein Hündchen vor mir zu sehen pflegte.

Ich las mit dieser Geistesruhe fort, bis das Abendessen aufgeschüsselt wurde. Ich fand es aber nicht so schmakhaft wie sonst: denn Schelly pflegte dann zu meinen Füssen zu sizzen, und auf die Brosamlein zu harren, die von seines Herrn Tische fielen. Manches halbabgefleischte Bein lag jezt neben meinem Teller. Oft dachte ich: wenn nur Schelly da wäre! — Vielleicht, wie's treue Hündlein machen, kommt er wieder, scherzte ich mit mir selbst. — Im Grund aber war es ein gehei-

mer Wunsch. Nach Tische gieng ich an die Arbeit, und weil Scholly um diese Zeit seine Lagerstatt aufzusuchen pflegte, so war ich ruhig, und dachte nicht an ihn.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, fand ich mich neuerdings unlustig. Ich habe doch, dacht' ich bei mir selbst, kein Kopfweh, keine Zahnschmerzen; nichts fehlt mir körperlich; auch bin ich gestern mit jedermann schiedlich und friedlich ausgekommen, — und so prüfte ich mich durch alle Rubriken, ob ich dann auch unlustig seyn könne. Während ich die Kleider anlegte, fiel mir ein: warum wohl Scholly diesmal wider Gewohnheit nicht an der Thüre zu hören sey? „Er ist fort, war sogleich die Antwort, die ich mir selbst ertheilte, „ — Aber es war auch, wie wenn plözlich ein dikker Nebel vor meinen Augen niedersänke. Einfältige Grillen! rief ich aus, um eines Thierchens willen mislaunisch zu werden! Welche Beschämung für deinen eingebildeten Stoicismus! Solltest du dich gleich stellen der Nachbarinn Schnips, die ihre Kaze fast zu Tode futtert, und die Kinder darben läßt? —

Als ich noch redete, kam das Geschrey, daß Fräulein Theresens Pudelchen den Hals gebrochen habe. Mein Gott! rief ich aus in einer neuen

Beklemmung, kommt denn alles Unglük auf einmal? das gute Fräulein wird untröstlich seyn. — Ich griff nach dem Hut, und eilte fort.

Ich hatte kaum einen Schritt auf die Strasse hinausgethan, als ich auf Nachbarn Stelv, den Kaufmann, traf. In seinem Gesicht war die sichtlichste Unruhe ausgedrükt. Sein laurender Blik wanderte : feilschnell von Dach zu Dach, von Gäßchen zu Gäßchen. Haben Sie, rief ich ihm zu, auch schon von Fräulein Theresens Unglük gehört? — Grosses Unglük um den garstigen Pudel! war die rasche, bittre Antwort. Lassen Sie mich sprechen! vor einer halben Stunde entflog mir der wizzigste Staar, der je gelebt hat; und der Himmel weiß, wo ich ihn wieder finde, „ — unstät trieb er sich weiter.

Verzeihen Sie! rief eine Stimme, indem ich zugleich mich hart getreten fühlte. Es war der Pastor. Wohin so schnell? fragte ich den schnellfüssigen Pilgrim. „Ach! denken Sie doch, versezte der eilfertige Mann, eben kommt meine Magd aus dem Garten, und sagt mir, daß der Wind meine schönsten Hiacinthen abgeknikt habe. Ich gäbe zween harte Thaler, wenn der Unfall nicht geschehen wäre. Mein Schwager, den ich morgen erwarte, ist schon so lang auf meine Flor begierig gewesen.„ Er eilte mismuthig von mir.

Guter Himmel! dachte ich, wenn diese Leuthe so voll Unruhe sind, wie wird erst Fräulein Therese jammern. Ich machte nebenbei einige flüchtige Bemerkungen über die Macht der Gewohnheit, über Stekenpferde, menschliche Beschäftigungen und andre dergleichen Dinge, ohne jedoch eine Nuzanwendung für die Geschichte meines Scholly daraus zu ziehen. Inzwischen hörte ich auf, meine Schritte zu beschleunigen.

Nah an Theresens Wohnung stieß ich auf den Amtmann. Er war ganz zerstreut, unsinnig wär' er bald, mir vorüber, weggeschossen, wenn ich ihn nicht zuerst gegrüßt hätte. Was ist Ihnen? Herr Vetter, fragte ich nach den ersten Komplimenten. Sind Sie unpäßlich? — Ach nein! war die Antwort; ich habe mich nur geärgert, und es wurmt mir, daß ich nimmer arbeiten mag. Weiß der Himmel, es würde Sie auch incommodiren. — Er zog hierauf einen Brief aus der Tasche, und schlug ihn hastig auseinander. Lesen Sie doch! fuhr er fort, ob das eine Behandlung ist. Der Stadtschultheiß von Randorf erfrecht sich, mir Hochedelgestreng zu geben, mir, der ich so viel bin als er, und der ich ihm jederzeit wenigstens Hochedelgebohren gegeben habe. Können Sie Sich den Grad dieser Unverschämtheit denken? — Seien

Sie ruhig, antwortete ich lächelnd, es steht in Ihrer Macht, dem Stadtschultheiß seine schlechte Münze zurükzugeben. — das will ich auch, das will ich, rief der Amtmann mit convulsivischem Gesicht; aber es ist und bleibt doch ärgerlich. — Er flog davon, um im freien Felde seinen Unmuth auszuhauchen.

Schon an der untersten Treppe in Theresens Wohnung befand ich mich im Vorhof des Jammers. Keuchend flog eine Dirne vorbei, die nach einem heilkundigen Manne zu eilen schien. Phylar, des gnädigen Herrn Liebling, der sonst nicht so leicht den Eintritt ins Palais gestattete, saß da mit gesenkten Ohren und stierem Blik, als hätte der Schlag, der Pudelchen traf, ihn selbst getroffen. Oben im steinbedekten Gang war es ein Rennen, ein Rasseln, ein Laufen, als wenn der wohlbeleibte gnädige Herr erstikken wollte. Mit gesunkenem Muthe ergriff ich das Geländer, unentschlossen, ob ich hinaufsteigen sollte in diese Wohnung der Trauer, oder zurükkehren in meine friedlichere Kammer. Aber Fräulein Therese war gewohnt, in lachenden, wie in traurigen Ereignissen schleunig meiner Theilnahme versichert zu werden; zudem hatte die Magd gesehen, wie ich im Begriff war, die Treppe hinaufzusteigen, und unmöglich

war es doch auch nicht, daß ich einen guten Rath ertheilen konnte. Diese Betrachtungen siegten über meine Unentschlossenheit. Mit einem Sprunge war ich im steinernen Gang, und mit einer Mine der sprechendsten Bestürzung stand ich in Thereseus Zimmer.

Da lag Pudelchen — im Vorbeigehen gesagt, die garstigste Fraze von einem Hund, die ich je gesehen habe — auf einem weichen, elastischen Polster, beinah ohne alle Zeichen des Lebens. Er hatte alle Viere von sich gestrekt; der Kopf hieng welk und kraftlos hinab, und die Augen drohten mit jedem Augenblikke, sich auf ewig zu schliessen. Auf einer Tablette, die zum Sopha hingerükt war, lagen Bandagen allerlei Art, Charpie, Schwämme, ein Klystier, ein Gefäß mit Essig, eins mit spirituösem Wasser, und ein Glas voll Weins nebst einem beinernen Löffelchen. Nebst dem Sterbenden saß Fräulein Therese, voll ungeheuchelten Kummers, den liebreichen Blik, von einer halberstikten Thräne verdüsterst, steif auf Pudelchen geheftet. Neben ihr stand Nachbar Kurschmid, ein in solchen Sachen erfahrner Mann, mit einem höchstzweideutigen Gesichte; und in einem erzwungen — traurigen Halbmond reihten sich Knechte, Mägde, Taglöhner und Nachbarn an einander, al-

le, wie es schien, besorgt um Pudelchens Genesung, und um Theresens Ruhe. Nichts fehlte, um die Trauerscene vollkommen zu machen, als die pathetische Stimme des Schulmeisters, der weit und breit geholt wird, um die Nerven der Kranken, wenn sie noch nicht lahm sind, durch seine Sterbensgebete vollends zu lähmen oder gar abzureissen. Bereits hatte man mit grösserer Sorgfalt, als hie und da gegen Ertrunkne oder andre Unglückliche dieser Art ausgeübt wird, Pudelchens Rettung versucht. Fräulein Therese mit der schönen schneeweissen Hand goß dem armen Leidenden einen Löffel warmen Weins nach dem andern in den Nacken, ohne zu ahnen, daß hier von keinem innern Schaden, sondern nur von chirurgischer Hülfe die Rede seyn könne. Auf des Fräuleins Verlangen gab ich sogleich mein Vivum repertum oder Gutachten von mir. Da ich fand, daß das Genik morsch ab war, so erklärte ich — was bisher niemand gewagt hatte — ohne Rükhalt Pudelchens Wunde für absolut tödtlich, an der alle Kunst, selbst eines Galen, sich umsonst erschöpfen würde.

Meine Rede war ein elektrischer Schlag. Fräulein Therese, die sonst nicht sehr mit Vapeurs behaftet war — denn ihr Nervensystem war noch zu gut in Ordnung, um dergleichen Verzerrungen zu-

zugeben — sank doch dießmal im Schrekken bis ans Rükkenpolster des Sopha zurük; und schon stolperte Mamsell Kordula nach einem der spirituösen Wassergläser, die für Pudelchen bestimmt waren. Sey es aber, daß des Fräuleins Natur oder bessere Vernunft über das drohende Ungemach siegte — sie hatte sich ermannt, ehe Mamsell Kordula auch nur einen Tropfen des lebenstärkenden Safts verschütten konnte. Indessen zeugte ihre ganze Mine von einer unbeschreiblichen Beklemmung. Sie trat ans Fenster, und die vorher erstikte Thräne fieng an zu rinnen. Darauf folgte die zweite, dieser die dritte, und dann schlug eine die andre so, daß das Fräulein ihr holdes Angesicht im rothgestreiften Schnupftuch bergen mußte.

Ich erkannte nun zu spät die Unbesonnenheit meines Ausspruchs. Um jedoch den Fehler einigermaßen gut zu machen, ließ ich dem Fräulein Zeit, die Thränen zu troknen: Denn ich habe immer gedacht, daß Mitleiden ein schöner Zug der menschlichen Seele sey, und daß eine Thräne, auch um den Tod eines Pudelchen geweint, doch immerhin eine gefühlvolle Seele anzeige, mithin nicht gestört werden müsse.

Als ich das Fräulein ungefähr um einen halben Grad ruhiger sah, trat ich ehrerbietig hinzu, mit

einer Mine, die die aufrichtigste Theilnehmung ankündigte. So überzeugt das Fräulein sonst von meiner Ergebenheit seyn konnte und mochte, so achtete sie jezt nur nachlässig auf mein Beileid: Denn die Raschheit, mit der ich dem geliebten Pudel das Leben abgesprochen hatte, schien in den Augen des Fräuleins einigen Beisaz von Schadenfreude mit sich zu führen, wovon ich aber, bei meiner Ehrlichkeit bezeugt, nicht den entferntesten Gedanken hatte. „Als Ihr Scholly weggeführt wurde — sagte sie wahrer, als ich eingestehen konnte, zu mir — sind Sie gewiß auch betrübt gewesen; und da ist doch ein Unterschied. Pudelchen ist viel schöner, und weit sanfterer Natur, als Scholly, und muß jezt sterben, so elend sterben, da Scholly blos in einen andern Ort versezt wurde, und — wohl gemerkt! — leicht wieder kommen kann. „ Sie ergoß sich hierauf in Lobsprüche über Pudelchens Gelehrigkeit, Sanftmuth, Gehorsam, Lebensart, erzählte weitläuftig die Geschichte seiner lezten Tage, und endigte damit, daß sie sich selbst über Pudelchens Tod anklagte. Fräulein Therese war, diese kleine Grille abgerechnet, in allen andern Dingen ein Mädchen von gutem, gesundem Verstande. Ich hatte ihr, aus dem obengedachten Grunde, gern auch die paar mitleidigen

Thränlein gegönnt; ich fürchtete aber, daß sie weiter gehen möchte, und verwikkelte sie in folgende Unterredung.

Ich. Wie soll ich diese Selbstanklage verstehen, gnädiges Fräulein? Ich glaubte bisher, Pudelchen sey über das Blumenbrett herabgestürzt.

Sie. Ganz gut. Aber ich hätte feiner mit ihm fahren sollen. Ich war zu leichtsinnig. Ich hätte es verhüten können. Hatte ich doch einen Fingerzeig von diesem Unglük.

Ich. Einen Fingerzeig? — Gewiß hatten Sie wieder irgend einen bedeutsamen Traum; und doch müssen Sie selbst gestehen, daß noch keiner Ihrer Träume eingetroffen hat.

Sie. O, es ist mehr als Traum. Denken Sie nur, die Kesselflikkerinn, die so oft bei uns bettelt, Sie wissen schon, die Zigeunerinn mit dem rabenschwarzen Haar, schneeweissen Zähnen, und dem grünen Strohhütchen, war vor einigen Wochen bei mir. — Ich dachte bisher nicht daran, Ihnen die Geschichte zu erzählen — die hatte eine grosse, grosse Freude an Pudelchen; aber sie warnte mich nachdrüklich, wohl auf ihn Achtung zu geben: denn es stehe ihm ein grosses Unglük bevor. Ich kann sie noch reden hören. —

Ich. (lächelnd) In der That?

Sie. Anfangs lachte ich zwar über diese Prophezeiung. Als aber die Kesselflikkerinn den andern Tag wieder kam, und die Warnung wiederholte, ward ich doch ein wenig aufmerksamer. Ich ließ Pudelchen lang nicht mehr aus den Augen. Erst seit einigen Tagen — — Ach! daß ich dem Weibe nicht besser gefolgt habe!

Ich. Allerdings hätten Sie folgen sollen. — Inzwischen halte ich die Erfüllung dieser Weissagung für blossen — Zufall.

Sie. Freund, Sie widersprechen sich. Den Rath der Zigeunerinn für befolgenswerth halten, und das Unglük Zufall nennen — wenn das nicht Widerspruch ist, so weiß ich keinen.

Ich. Der Widerspruch ist blos scheinbar. Sie räumen doch ein, daß es klug gerathen war, auf ein Thierchen, das Ihnen so werth, so unentbehrlich ist, wie Pudelchen, wohl Achtung zu geben.

Sie. Allerdings.

Ich. Auch werden Sie zugeben, daß das Unglük, das Pudelchen gedroht wurde, so gut eintreffen, als ausbleiben konnte?

Sie. Wahr: Denn es konnte durch Aufmerksamkeit verhütet werden, wie die Zigeunerin sagte:

Ich.

Ich. Sagte sie das? — Ihre Aeusserung war: Sie sollten wohl auf Pudelchen Achtung geben: denn es stehe ihm ein grosses Unglük bevor. Hierinn finde ich viel Unbestimmtheit, und zwar eine absichtliche. Welcher Fall sich ereignete; er konnte diesem wächsernen, auf alle Art drehbaren Ausspruch angepaßt werden. Traf das Unglük, unerachtet des höchsten Grads Ihrer Aufmerksamkeit, ein: so war die Unfehlbarkeit der Weissagung gerettet, und durch den Rath, wohl auf Pudelchen Acht zu geben, blos eine Vorbereitung auf den Unglüksfall bezeichnet. Traf es ein, ohne daß Sie die gehörige Aufmerksamkeit ausübten, so bestand die Weissagung; die gute Absicht der Zigeunerinn war durch den beigefügten Rath erprobt, und ein Theil der Schuld auf Ihre Nachlässigkeit zurükgewälzt. Waren Sie aufmerksam auf Pudelchen, und das Unglük traf nicht ein, so konnte die Wahrhaftigkeit des Weibes nicht angefochten werden, weil sie den Erfolg von Ihrer Sorgfalt abhängig machte. Waren Sie aber unwachsam, und das angedrohte Uebel erfolgte dennoch nicht, so war freilich dem Scheine nach die Kunst der Zigeunerin beschämt. Aber sie konnte sich helfen, da sie dem Erfolg keine bestimmte Zeit

Q

um einzutreffen, vorgeschrieben hatte. Sie konnte immerhin sagen: noch ist die Gefahr nicht vorüber. Auf alle diese möglichen Fälle war sie gesichert; aber das Unglük, das sie als Weissagung verkaufte, war, wenn es kam, vor den Augen des schärfern Beobachters — blosser Zufall.

Sie. Ob das Weib so raisonnirt haben mag. — So schnell kann ich dieser Vorstellungsart nicht Raum geben. Sie sagte ja klar und deutlich, daß ich auf Pudelchen Achtung geben sollte: sonst stehe ihm ein grosses Unglük bevor.

Ich. Sagte sie wirklich so? — Dieses sonst würde den Fall ein wenig abändern.

Sie. Es wird einerlei seyn, ob sie sagte: sonst oder denn.

Ich. Nichts weniger, als das. Durch das einzige Wörtchen: sonst wurde der Erfolg lediglich vom Grade Ihrer Aufmerksamkeit abhängig gemacht, und die Prophezeiung war nicht auf alle Fälle berechnet. Glauben Sie mir, gnädiges Fräulein. Aus den Worten der Zigeunerinn fließt, was da will: Daß Pudelchens Unglük durch Aufmerksamkeit verhütet werden konnte, so gut als das, daß es nothwendig und unvermeidlich erfolgen mußte.

Sie. Es scheint aber doch, daß die Zigeunerin ei-

nes bestimmten Erfolgs versichert war, weil das Unglük so richtig, und ganz unter der Bedingung meiner Unwachsamkeit, eintraf; derjenige Fall, der zunächst in die Augen fällt!

Ich. Es ist wahr. Aber die Unbestimmtheit des Ganzen hindert uns, anzunehmen, daß dieser Fall nicht eben so zufällig war, als jeder andre, wenn er, statt dessen, eingetroffen hätte.

Sie. Das weniger Zufällige bei dem wirklich eingetroffnen Fall konnte ja auch auf vorhergegangne Wahrnehmungen sich gründen.

Ich. Wie verstehen Sie das, meine Theuerste?

Sie. Die Zigeunerin konnte Erfahrungen haben, die sie berechtigten, diesen Fall, als den wahrscheinlichern, in ihrer Wahrsagungsformel durchschimmern zu lassen.

Ich. Sie scheinen hiedurch einzuräumen, daß die Zigeunerin den prophezeiten Erfolg nach Wahrscheinlichkeiten berechnete?

Sie. Warum nicht? Konnte sie nicht durch einen, ihr eignen, schärfern Blik, dem Pudelchen z. B. eine bevorstehende Krankheit ansehen?

Ich. Gar wohl: denn dergleichen Leuthe besizzen oft tiefere Kenntniß, als andere Menschen, von dieser Art Thiere; aber keine gegebene, sondern blos erworbene Kenntniß, weil sie solche

immer bei sich zu führen pflegen. Ich denke, gnädiges Fräulein, die Zigeunerin hat entweder gerathen, oder — wie Sie eben sagten — nach Wahrscheinlichkeit aus Thatsachen gerechnet.

Sie. (lächelnd) — Oder geweissagt? —

Ich. Kommen Sie schon wieder auf Weissagung? Waren Sie nicht eben noch geneigt, die Zigeunerin aus Erfahrungen, aus Wahrnehmungen, und Wahrscheinlichkeiten schliessen zu lassen? Glauben Sie nicht, daß eine Weissagung als Wirkung einer übermenschlichen Vorhersehungsgabe, einen unfehlbaren, völlig bestimmten Erfolg anzeigen müsse?

Sie. Allerdings. War er in unserm Falle nicht unfehlbar?

Ich. Unfehlbar, oder nicht, wie man will. Ich habe schon bemerkt, daß die Wahrsagungsformel auf den eintretenden oder ausbleibenden Unglüksfall gedeutet werden konnte; daß nach derselben die Verhütung des Unglüks in Ihre Macht gestellt war, oder nicht. Wo bleibt dann noch Unfehlbarkeit? gänzliche Bestimmtheit?

Sie. Aber alle Weissagungen sind dunkel.

Ich. Dunkel in Absicht des Grundes ihrer Möglichkeit, wie alle Zukunft ist, weil unser Auge nie so weit reicht, alle Mittelerscheinungen, die

sich gegenseitig Ursachen und Wirkungen sind, in einer ununterbrochnen Reihe zu überschauen. Hingegen der Erfolg selbst soll bestimmt angezeigt seyn. Sagen Sie mir, Fräulein Therese, verliert eine Weissagung nicht allen Anstrich des Räthselhaften; wird sie nicht sogar verdächtig, wenn der Erfolg von unsrer Willkür, von unsrer Aufmerksamkeit abhängig gemacht wird?

Sie. Ich kann nichts dagegen einwenden.

Ich. Müssen wir nicht auf den Argwohn gerathen, daß der Wahrsagende entweder blos eine ungefähre Muthmassung gewagt, oder auf Erscheinungen hin, die unsrer Beobachtung entgangen sind, Folgerungen gezogen habe — Folgerungen, die eben deßwegen nicht ausserhalb des nachdenkenden Verstandes liegen? — Haben wir Grund das erstere zu glauben, warum sollten wir Anstand nehmen, den angezeigten Erfolg, wenn er etwa zutrifft, für den baarsten Zufall zu erklären? Finden wir aber durch Reflexion und Vergleichung, daß die Wahrsagung auf Folgerungen beruhte, warum sollten wir das Geheimnisvolle einer Weissagung anstaunen, indeß in unsrer eignen Seele der Schlüssel, das Räthsel aufzulösen, zum wohlthätigen Gebrauche aufbehalten ist? Und wahrlich, Fräulein Therese, — sehen

Sie mich an, wie Sie wollen — so, das heißt, so dunkel und unbestimmt, hätte ich Ihnen auch weissagen können.

Sie. (neugierig) Ich wünschte doch zu wissen, worauf Ihre Weissagerkunst beruht.

Ich. Das sollen Sie erfahren, Fräulein Therese. Ich bin überdieß schuldig Ihnen zu sagen, warum ich die Warnung der Zigeunerin klug finde. Vielleicht aber werde ich Ihnen Dinge sagen müssen, die nicht so ganz angenehm sind.

Sie. Reden Sie frei, lieber Freund.

Ich. Sie hegten gegen Pudelchen eine übertriebne Nachsicht, und eine eben so übertriebne Sorgfalt. Beide Fehler hatten ihre nachtheilige Wirkungen. Durch Ihre Nachsicht ward Pudelchen ein Waghals, kleine Unarten, die damit verknüpft waren, nicht einmal gerechnet. Sie gestatteten ihm — vielleicht im Vertrauen auf seine Gewandtheit — die gefährlichsten Oerter zu erklettern. Wie oft sah ich ihn auf dem schmalsten Geländer des Balkons hin und her spaziren. Das hätte nicht gestattet werden sollen. Ohne allen Zweifel hat die schlaue Zigeunerin ähnliche, und vielleicht noch mißlichere Wagstükke bemerkt. Sie benuzte sie, Ihnen nach Zigeunerart eine Wahrsagung zu geben. Sie wa-

ren dieser Wagstükke gewohnt, ahndeten kein Unglük mehr, und der Schlüssel, die Wahrsagung zu vernatürlichen, war für Sie verloren.

Sie. Ich läugne nicht, daß Pudelchen eine ungewöhnliche Freiheit genoß. Wer hätte aber bei seiner Gewandtheit ein Unglük der Art vermuthen sollen?

Ich. Ausser diesem Fall kann ich Ihnen noch einen Schlüssel geben. Er liegt in Ihrer übertriebnen Sorgfalt. Pudelchen war über sein Jugendalter hinaus. Sie hielten es für Pflicht, seiner auf die sorgsamste Weise zu pflegen. Sie haben ihn überfuttert. Sie haben nicht hinlängliche, oder besser gesagt, eine schiefe Auswahl in den Nahrungsmitteln ausgeübt. Sie haben ihn nicht genug von der Wärme entfernt gehalten. Kurz, Sie haben bei der zärtlichsten Absicht alles gethan, um die Keime der Hundswuth in Pudelchen zu beleben und zu nähren. Auch dieser Fehler ist der kundigen Zigeunerin nicht entgangen. Sie hatte mithin ein gedoppeltes weites Feld, auf Ihre Unkunde hin das Wahrsagertalent auszuüben. Alles konnte nach Gründen der Wahrscheinlichkeit von ihr berechnet werden, und die Weissagung — in dem Munde einer andern Person blos ein gutgemeinter Rath — war vollendet.

Mit diesen Worten überließ ich dem Fräulein die weitere Entwiklung der gegebenen Ideen, und verfügte mich nach dem Zimmer des gnädigen Herrn. Dieser gehörte zu den ordnungssiechen Kleingeistern, deren Ruhe gestört wird, wenn ein Stäubchen nicht an seinem angewiesenen Ort ist. Ich hatte das Unglük, den gnädigen Herrn gerade in einer solchen Mißstimmung anzutreffen. Johann hatte den wichtigen Fehler begangen, einen von des gnädigen Herrn Pfeiffenköpfen um einen Strich höher aufzuhängen, als es die Pfeiffen-Taktik mit sich brachte. Ich nahm deßwegen bald wieder unterthänigen Urlaub.

Pudelchen war indessen verschieden. Ihm, dem vor meiner Unterredung mit Fräulein Therese ein christliches Leichenbegängniß zugedacht war, ward nunmehr eine, etwas einfachere Beisezzung zu Theil. Paradebett, Klystier, Gläser samt Zugehör waren verschwunden, Die kleine Sehnsucht und Unruhe abgerechnet, die beim Verlust eines unvernünftigen Geschöpfes auch im vernünftigsten Kopfe, wenn er daran gewohnt war, Posto fassen können, war Fräulein Therese getröstet. Ich verließ sie mit der Hoffnung, daß noch mehrere der ausgestreuten Saamenkörner keimen und Frucht tragen möchten, und hatte wirklich das Vergnü-

gen, sie von heut an Pudel-Favoriterei, so wie des Glaubens an Weissagungen und Segenssprüche, wo nicht ganz — doch in einem beträchtlichen Grade enthoben zu sehen.

Hier haben Sie die Geschichte eines einzigen Vormittags. Ich konnte sie nicht ganz unterdrüken, weil sie eine Reihe von gleichartigen Factis enthält, welche beweisen, was für nichtige Triebfedern oft in Wirksamkeit sind, die Ruhe und den Gleichmuth der Menschen zu stören. Möchte eine oder die andre Fräulein Therese von der immermehr überhandnehmenden Hundsliebhaberei, und von dem noch allgemeinern, albernen Glauben an Zigeunerinnern, Segensprecher, Zeichendeuter, Chiromanten, und wie all das Gesindel heißt, durch dieses Beispiel — geheilt werden.

Kr.

Das stille Glük.

Ich geize nicht nach Ehr' und Gold;
Auch werb' ich nicht um Minnesold;
Auch sinn' ich nicht bei stiller Nacht
Auf Sklavendienst durch Herrenmacht.

Des Hofes Glatteis fürcht' ich sehr,
Des Volkes Wogendrang noch mehr.
Im Kerker leidet Fouquet *) Hohn,
Beim Giftkelch Sophroniskus Sohn **).

Der Ruhm, den Autorsfleiß sich schafft,
Ward nie ein Ziel für meine Kraft.
Vergebens harrt auf mich ein Zahn,
Geschärft durch Tadelsucht und Wahn.

Wenn Siegeslorbeer Ruhm gewährt,
So streb' ich ruhmlos, ungeehrt.
Doch land' ich jenseits auch in Ruh:
Kein Heer Erschlagner flucht mir zu.

---

*) Ein merkwürdiger Minister Ludwigs XIV. der unverschuldet in Gefangenschaft kam.

**) Sokrates, das Opfer der Volkswuth, Griechenlands Weisester.

Wer schleppen mag, der schleppe Gold,
Und sey dem todten Klumpen hold.
Oft ward der Weisheit Keim erstikt
Vom Mammon, der zu Boden drükt.

Zwar fein ist Minnesold und süß;
Doch schleußt sich oft dies Paradies.
Seit Liebchen mir das Bündnis brach,
War stets mein Glaube blöd und schwach.

Auch Herrenmacht begehr' ich nicht:
Oft hegt der Knecht ein schwer Gericht.
Oft reißt er mit der kühnen Hand
Entzwei des Abgotts Scheidewand.

Wird einst ein stilles Glük mir nur,
Bei reinem Sinn für die Natur:
Dann find' ich jeden Wunsch gestillt,
Der arglos meinen Busen füllt.

Kr.

Fragmente zur Menschenkunde.

(Fortsezzung.)

Es ist und bleibt eine ewige Wahrheit, daß niemand näher am Abgrunde steht, als jene kühnen zuversichtlichen Mädchen, die sich blind weg auf ihre Tugendstärke verlassen. Für diesen unglüklichen Fehler ist wahrlich keine Ahndung zu strenge, keine Strafpredigt zu scharf, keine Warnung zu übertrieben! — Mangel an Bescheidenheit, ein zu wenig geübtes Nachdenken, traurige Unerfahrenheit, und ein gewisser unerträglicher Hochmuth ist es, der sich bei diesen Tugendheldinnen statt des wahren Ehrengefühls einschleicht, und sie zu jener gefährlichen Zuversichtlichkeit verleitet, welche schon so manches Mädchen schnell um das köstliche Kleinod der Unschuld gebracht hat. Wer die Welt und den schwachen Menschen auch nur ein wenig kennt, muß staunen, wenn er diese verblendeten Geschöpfe in vollem Eigendünkel mit blinder Hizze, dem verführerischen Laster, und der eigenen menschlichen Schwachheit trozzen sieht. O des kühnen

unverzeihlichen Leichtsinns mit dem sie sich ohne die geringste Angst der Gefahr aussezzen zu straucheln! — Doch noch schröklicher ist es, daß es für Selbsttäuscherinnen dieser Art, selten eine Warnung giebt, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Sie verschmähen und verhöhnen, vom Eigendünkel aufgeblasen, gewöhnlich jeden der es wagt, sie mißtrauisch in sich selbst zu machen, und trösten sich mit dem hochmüthigen Gedanken „ *Mir soll und kann so was gewiß nicht geschehen!* „ — Es scheint, nach manchem Beispiele zu urtheilen, als ob sie nichts aufwekken könne aus dem genügsamen Schlummer, ehe die fürchterlichste Ueberzeugung ihnen gesagt hat: *daß der schwache Mensch gerade da am schnellsten sinkt, wo er sich am stärksten wähnt!* — Wie wäre auch ein früheres Aufwachen möglich, da der, welcher zuviel auf seine Tugend traut, meistens sorglos, leichtsinnig und unaufmerksam ist, da er Andere ganz arglos nach sich beurtheilt, die tausend Schlangenwege des schlauen Lasters nicht kennt, nicht weiß wie sehr die Natur uns zu betäuben vermag, kurz, im flegmatischen Geistesschlaf so dahin träumt, bis der lauschende Verführer in wenig Minuten Unschuld und Ruhe, Tugend und Keuschheit gemordet hat! — *Hm*, mir sollte je-

mand mit einem entehrenden Antrag kommen! „ spricht erst das schnippische zuversichtliche Mädchen, und pocht selbstgenügsam lächelnd auf ihre Stärke. — Gerne will ich übrigens glauben, daß rasche Stürme auf die Unschuld gewagt, meistens fruchtlos apprellen, weil sie das Ehrengefühl empören. Aber ist dies wohl der einzige Weg des planmässigen Verführers? — Wie dann, wann er zuerst das innigste Zutrauen zu gewinnen weiß, wenn er das Gefühl zu übertäuben, die Grundsäzze der Moral zu untergraben wußte, und schiefe an ihre Stelle plauderte, wenn es ihm gelungen ist das Ehrengefühl zu schwächen, die Religion zu erstikken, die Eitelkeit durch feine Schmeicheleien in Gährung zu bringen, Liebe zu häucheln, das Mitleiden durch erkünstelte Leiden rege zu machen, und den Augenblik der Schwäche zu benuzzen weiß, wenn er immer kühner und kühner wird, bis der Mensch sich gegen den Menschen nicht mehr verläugnen kann, und die hochgepriesene weibliche Tugend zertrümmert da liegt! — Nur jene Mädchen sind diesem entsezlichen Fall nicht nahe, die den ersten zweideutigen Händedruk, den ersten kühnen Kuß, die erste absichtliche Schmeichelei zitternd fliehen, die ängstlich jeder geheimen Zusammenkunft ausweichen, sich mit dem ewigen Mißtrauen

in die eignen schwachen Kräfte bewaffnen, und ihre Tugend für blos menschlich halten! —

* * *

Noch muß ich, meine liebe Leserinnen von einer andern Art zuversichtlicher Selbstgenügsamkeit sprechen, die sich bei gewissen Jünglingen und Mädchen auf alle ihre Handlungen bezieht. Diese Feindin der moralischen Verbesserung regt sich gewöhnlich in jenem Alter, wo sich Jünglinge und Mädchen auf eine verkehrte Weise zu fühlen anfangen. Ihre ersten Aeusserungen sind halsstarrige Unbiegsamkeit, unüberlegte Tollkühnheit, und sträfliche Trägheit zu allem Schönen und Guten. Es ist durchaus unmöglich, daß ein solches sich selbst brüstendes Mädchen, voll der arrogantesten Selbstgenügsamkeit, für gute Lehren biegsam sein kann, unmöglich daß sie in der moralischen Verbesserung weiter kömmt, weil sie sich fest überzeugt hält, sie sei für sie überflüssig, und sie bedürfe ihrer nicht. Und doch ist es längst erwiesen wie wenig der unvollkommne Mensch selbst im grauen Alter ausgelernt hat. Wer wird also noch daran zweifeln, daß Mädchen von dieser zuversichtlichen Verblendung nicht immer auf dem unreifen Punkte stehen bleiben, wohin sie die leidige Selbstgenügsamkeit

führte, und daß sie sich oft ihr ganzes Leben hindurch als unvollendete Halbköpfe andern zur Last herumtreiben müssen. Eben aus dieser Quelle entsteht bei ihnen ihr frecher Troz, ihre heftige Empfindlichkeit gegen den billigsten Tadel, welche besonders der grosse Haufe junger Schriftsteller zu reizzen, und dadurch den abscheulichen Eigensinn junger Mädchen zu nähren sich bemüht, der sie zu den unausstehlichsten Widersprecherinnen macht, und sie zu jener Tollkühnheit im Sprechen und Handeln verleitet, daß man sie innig bedauren muß, oft wohl gar hassen könnte. Mir selbst gab einst ein sonst sehr gutes Mädchen, bei dem Vorwurf von Fehlern, die schon tief in ihrer Natur lagen, trozzig zur Antwort: „Ach was, es ist jezt einmal geschehen, und geschieht sehr selten!„ Man denke sich die unbegreifliche Selbstgenügsamkeit, meine Ermahnung betraf einen Fehler, der von ihr täglich begangen wurde. Auch kein einziges Mal, selbst bei den wichtigsten Aufträgen, bemerkte ich an ihr die geringste Aengstlichkeit, und wenn ich sie an die Wichtigkeit des Auftrags erinnerte, so fiel sie mir mit der leichtsinnigsten Selbstgenügsamkeit halb beleidigt in die Rede, „Nun ja, ich weiß es schon!„ Dabei war ich aber doch überzeugt, daß sie zuvor keine Minute darü-

ber

ber nachgedacht hatte, und so mißlang ihr manches Geschäft, wodurch sie sich oder andern Schaden brachte. Auf diese Art handeln oft die armseligen selbgenügsamen Geschöpfe im Rausche ihrer Verblendung, und hohnlächeln der Wahrheit, oder vertheidigen den Unsinn! — Auf diese Art rollen sie immer weiter im Verderben dahin, bis man sie überall flieht, verstoßt, oder verabscheut. Wer duldet auch leicht Menschen um sich, die Seelenschwach genug sind, nachdem sie den nämlichen Fehler schon hundertmal wiederholten, und er ihnen eben so oft verziehen wurde, ihn nicht reuig und bescheiden einzugestehen. Da wo die verstokte Selbstgenügsamkeit schon so weit geht, ist jede Hoffnung zur moralischen Verbesserung dahin. Sie gehen mit Riesenschritten rükwärts diese Mädchen, und verwikkeln sich in Labyrinthe von Elend und Unglük. Nichts weniger können die Menschen unter einander vertragen als obstinate Selbstgenügsamkeit bei Fehlern die jeder Unbenebelte klar sieht. Dies erbittert Gatte gegen Gatte, empört Aeltern gegen Kinder, Freund gegen Freund, Herrschaft gegen Dienstleute, und zerreißt am Ende mit tödlichem Hasse, oder mit bitterer Verachtung alle Bande der Gesellschaft. Man frage doch in der Welt nur nicht immer, wo so vieles Uebel herkömmt, und suche

lieber den Grundstoff dazu in dem Betragen des Menschen gegen den Menschen! —

* * *

Wenn sich zum Beispiel der Gatte von der Gattinn wegen ihrer selbstgenügsamen Hausschlamperei trennt, sich aus Ekkel und Ueberdruß von ihr abstreift, wo liegt dann die Schuld? — So viele junge Weiber — besonders aus dem Mittelstande — glauben in der Ehe sich an keinen Wohlstand mehr binden zu dürfen, und vernachlässigen durch die unverzeihlichste selbstgenügsame Hausschlamperei sich, ihre Kinder, ihren Mann, und das ganze Hauswesen auf eine Art, daß oft ihr häusliches Glük völlig darüber zu Grunde geht. Sie halten es für eine überflüssige Mühe, dem Gatten zu gefallen, und sich im Hause reinlich und geschmackvoll zu kleiden. Die Gesezze allein dünken sie hinlänglich ihn an sie zu ketten, und doch vermögen diese so leicht zerreißlichen Bande nicht das geringste, wenn die Gattinn durch ihr kluges Betragen es selbst nicht vermag. Wir Weiber haben überhaupt in der Ehe — auch ohne den häßlichen Fehler der selbstgenügsamen Hausschlamperei — genug zu ringen und zu arbeiten, wenn wir den durch die Gewohnheit kälter gewordenen Gatten, im Gleichgewicht erhalten wollen. Wir haben genug zu thun, bis wir

bei den immer mehr sich verlierenden Reizzen die grosse Kunst finden, dem Gatten täglich neu zu scheinen, ihn unaufhörlich bald durch diese oder jene Vorzüge aufmerksam zu erhalten. Der erste Weg hiezu ist unstreitig, nebst andern häuslichen Verdiensten, Reinlichkeit und Geschmak in der Hauskleidung und im Hauswesen. Ich meine nicht, daß man sich stündlich wie eine eitle Kokette schmükken und puzzen soll, aber sich gleich in der Frühe sorgfältig waschen, niedlich und reinlich anziehen, nicht den ganzen Tag über in schmuzzigen, altmodischen Schlafhauben und Nachtkleidern herumschlappen; damit es dem Mann nicht ekkeln darf an der Seite seines Weibes zu speisen, daß er sich ihrer nicht zu schämen hat, und daß sie sich vor überraschenden Besuchen nicht verkriechen darf. So viel Zeit gewinnt ein fleissiges Hausweib immer, wenn sie frühe aufsteht, flinke Dienstboten zu ziehen weiß, und sich nicht mit dem pöbelhaften Gedanken beruhigt: im Hause sei alles gut. So glänzend sich auch solche selbstgenügsame Hausschlamperinnen ausser dem Hause puzzen mögen, wird dies doch gerade den Mann am wenigsten täuschen; auch hat man bei ihnen schon oft die häßliche Entdekkung gemacht, daß es nur blos äusserer Firniß ist, mit dem sie prangen, und daß zerrissene oder schmuz-

zige Wäsche, ungereinigte Zähne und Hände, ganz abgenüzte Unterkleider, mit diesem Scheinpuzze so gewaltig kontrastieren. Noch weit mehr kontrastieren diese ausser dem Hause so sehr gepuzten weiblichen Geschöpfe, wenn man sie im Zirkel ihrer Kinder in der unreinlichsten Kleidung mit ungekämmten Haaren und russigen Händen, womit sie oft, gegen alle Lebensart, entlehnte Bücher über und über beklekſen, in Schlapschuhen, im Sommer oft gar ohne Strümpfe, ohne Halstuch zum Aergerniß aller da sizzen sieht. Wenn sie sich selbstgenügsam und zufrieden in übelriechenden Zimmern aufhalten wo Kämme, rauchige Töpfe, Kleider, Schuhe, Strümpfe, übriggebliebene Speisen, Milchgeschirr, Obst und dergleichen bunt durch einander liegt und steht; wo haufenweis Unrath in den Winkeln und vor den Thüren liegt, der Staub fingerdik auf den Kästen paradiert, und Sessel und Soffa keine natürliche Farbe mehr verrathen; wo im nämlichen Zimmer, statt in der dazu bestimmten Küche, Gemüß gepuzt, Nudeln gemacht, Schmalz gerührt, Gänse gestopft werden; wo auf kohlschwarzem Tischzeuge und ekkelhaftem Irdengeschirre oder ungepuztem Zinn gespeist wird; wo auf dem Tische in der größten Unordnung Bestekke herumliegen, die nicht zusammen taugen, wo kein

Strohteller, keine Serviette zu sehen ist, kurz wo alles was am Tische geschieht ohne Einrichtung, ohne Reinlichkeit, ohne Pünktlichkeit und Zusammenhang geschieht; wo der Mann am Tische alles begehren, auf jede Kleinigkeit Viertelstunden lang warten muß, wo er sehen muß, wie Kinder und Weib ihm mit tausend ungezogenen Schlampereien, mit unanständiger Art zu essen, die Mahlzeit vergiften ohne daß er etwas sagen darf, oder wohl sagen mag. Wer kann sich dann noch wundern, wenn solche unglükliche Ehemänner, die von Jugend auf ohnehin weit mehr an Pünktlichkeit gewöhnt wurden, als die Weiber, aus Ekkel und Ueberdruß in die Wirthshäuser gehen, und sich dort für theures Geld schadlos halten? — Wer kann sich wundern, wenn sie dann aus Ungeduld ausser dem Hause die Freuden des geselligen Umgangs suchen? Es ist freilich fast nicht zu glauben, daß es bei Leuten von so vielem äussern Glanze, und von guten Einkünften im Innern ihres Hauswesens oft so aussehen sollte, und doch überzeugt uns die tägliche Erfahrung davon; und doch wissen wir daß gerade diese selbstgenügsamen Hausschlamperinnen, so barsch sie auch oft vor dem Waschzuber stehen und die Mine des Fleisses annehmen, nichts weniger als gute Oekonominnen seyn können. Wenn

sie mit solchen Arbeiten auch wenige Kreuzer ersparren, so gehen an andern Orten wieder doppelte Summen zu Grunde. Nicht der Schein, nur der innere Werth der Handlungen macht das gute Hausweib. — Wer es wissen will, ob ein Weib ihr Hauswesen pünktlich und regelmässig betreibe, der betrachte den Anzug ihres Mannes. So bald dieser an der Seite seiner höchst gepuzten Ehehälfte, in vergrauter Wäsche, in schlecht ausgestäubten Kleidern, in ungepuzten Schuhen, in schwarzen mit weissem Zwirne geflikten Strümpfen erscheint, dann ist es ein sicheres Zeichen ihrer selbstgen. gsamen Hausschlamperei. Es ist traurig daß es noch so viele leichtsinnige selbstgenügsame Weiber giebt, die so bitter über die Untreue, über die Verschwendung und Mißhandlung ihrer Männer klagen, ohne zu fühlen, daß der Grund dieses häuslichen Elends in ihnen selbst liegt! —

Marianne Ehrmann.

Züge aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben der Römerinnen.

Rom, das von allen gleichzeitigen Nationen gefürchtet oder geachtet, nur nicht geliebt ward, und welches für die Nachwelt aller Zeiten ein Gegenstand der Bewunderung bleiben wird, war einerseits wohlthätig, nach andern Rüksichten hart in seiner Gesezgebung für das weibliche Geschlecht.

Die Sitten der Römer, besonders der Republikaner in ihrem Flor, waren rauh: Jene feine Politur, welche wir über die Aussenseite ihrer Nachbarn, der Griechen, ausgegossen sehen, blieb ihnen fremde, selbst noch zur Zeit, als Griechenland ihnen dienstbar geworden war. Zwar wurde dieses Land das Muster ihrer Legislation, und die Quelle, woraus sie ihre Kenntnisse schöpften. Aber der Umfang, in welchem griechische Gesezgebung auf römischen Boden verpflanzt wurde, war sehr beschränkt; griechische Wissenschaft, griechische Kunst, griechischer Geschmak ward einzig der Gewinn Einzelner, die in Athen Bildung suchten; dem Total des römischen Volks kam wenig davon zu Statten, und dasjenige was späterhin von den Sitten der Griechen auf Rom übergieng, bestand mehr in verfeinerten Lastern, als in einer ächten Milderung.

Bei dieser rauhen, ungefeilten Anlage des römischen Geistes ist leicht zu begreifen, daß die Römer im Punkt der weiblichen Ehrbarkeit unerbittliche Rigoristen waren. Zwar trug kein Römer Bedenken, seine Frau zu einem öffentlichen Gastmal zu führen, worinn er sich vortheilhaft vor dem delikatern Griechen auszeichnete. Aber nie vergas er dabei, daß er Despot in seinem Hause, Herr und Meister über seine Gattinn, Gesezgeber ihres Benehmens, und Richter ihrer Fehltritte sey. Bei dem Gastmal saß die Frau; der Mann lag auf Polstern. Mit laurendem Blik wachte sein Aug' über der Beobachtung des Wohlstandes, und der Verlezzung desselben konnte eine scharfe Strafe folgen.

Dem römischen Hausvater konnte bei diesem rustiken Geist der Nazion keine empfindlichere Beleidigung wiederfahren, als die Entehrung seiner Tochter. Lukretiens Schwächung war die nächste Triebfeder von der Umwandlung der Monarchie in eine Republik. Die bedrohte Ehre Virginiens vernichtete das furchtbare Decemvirat. — Alle Anstalten des häuslichen Lebens zwekten ab zur Erhaltung der Reinheit weiblicher Zucht. Jungfrauen, um allen Lokkungen der Sinnlichkeit, allen Anlässen des Aergernisses enthoben zu seyn, wurden von Bädern, selbst von Gastmalen entfernt gehalten.

Aeltern, deren unanständiges Betragen die Unschuld der Kinder beflekken konnte, wurden nachdrüklich gestraft. Die Geschichte liefert das Beispiel des Senators Manlius, der um eines wollüstigen Kusses willen, den er seiner Gattinn in Gegenwart der Tochter gab, von Kato, dem Censor, mit Schimpf aus dem Senat gestossen wurde. Selbst die Religion mußte mitwirken, die Sorgfalt der römischen Gesezgeber für die Ehrbarkeit des andern Geschlechts mit einem guten Erfolg zu krönen. Die weibliche Schamhaftigkeit wurde personifizirt und zur Göttinn erhoben. Der Zutritt zu ihrem Tempel war ein Theil des Eigenthums ehrbarer Frauen, und ein Vorrecht, das durch die geringste Verlezzung der Schamhaftigkeit verwirkt wurde.

Zunächst auf die Erhaltung der weiblichen Zucht zwekten einige Anstalten ab, die für die römischen Frauenzimmer weniger beschränkend, als wohlthätig waren. Die Römer sahen den Genuß des Weins als die Quelle aller Unanständigkeiten an, und verboten ihn dem schönen Geschlecht bei Strafe des Todes. Sinnreich, wie der Römer war, begnügte er sich nicht mit diesem Verbote; er unterstüzte solches noch mit einer andern Verordnung. Es ward eingeführt, daß die Frauenzimmer ihre nächsten Verwandten küssend grüssen mußten. Da-

durch wurde ihnen auch der heimliche Weingenuß erschwert, weil Mund und Athem ihr Verräther seyn konnte. Auf der Schaubühne zu debitiren war für eine freigeborne Römerinn mit dem Verlust der Ehre, wenigstens mit demjenigen der öffentlichen Achtung verbunden; und der Eintritt in einen Gerichtshof, in der Absicht, Klage zu führen, schien den römischen Begriffen von weiblichem Wohlstand so sehr entgegen, daß eine gewisse Afrania, die durch Streitsucht getrieben, alle Augenblikke vor dem Prätor erschien, um dieses beispiellosen Poltergeistes willen mit dem Namen einer Prozeßkrämerinn gebrandmarkt wurde. Im Gegentheil durfte aber auch kein Römer eine ehrbare Römerinn mit Gewalt vor den Richter ziehen, aus Besorgniß, die weibliche Schamhaftigkeit möchte durch die blosse Berührung einer fremden Hand gekränkt werden.

Bei dieser Achtung für weibliche Ehrbarkeit könnte man wähnen, daß nirgends die Reinheit der Sitten werthvoller und herrschender gewesen sey, als zu Rom. Wahr ists, daß die Römer, durch Grundsäzze einer ächten Politik geleitet, die Dauer ihrer republikanischen Verfassung vornemlich von dem guten Zustande der Sitten erwarteten. Alle wahre Staatsmänner, alle Patrioten schärften ih-

ren Sinn auf diesen Zweig des Staatsinteresse. Verbindungen und Anstalten, die mittelbar oder unmittelbar die Sittlichkeit untergruben, wenn die Wirkungen derselben sich auch noch so sehr auf Einzelne einschränkten, wurden als Verschwörungen gegen den Staat angesehen. Auch hörte man wirklich fünfhundert Jahre lang nach Roms Erbauung von keiner Ehescheidung. Dessen ungeachtet war das Sittenverderbnis in dieser Stadt schon zu den Zeiten des ältern Kato zu einem hohen Grade gediehen. Dieser Verfall wurde theils durch die Bekanntschaft, in welche die Römer mit den verdorbenen Griechen und mit den Weichlingen Asiens kamen, herbeigerufen, theils vorbereitet durch das seltsame Mißverhältniß, welches die Begriffe von weiblicher Ehrbarkeit und männlicher Sittenzucht beherrschte. Die Unlauterkeit der Sitten begann daher auch vornämlich bei den — Männern. Sie, die mit beispielloser Härte die leiseste Zweideutigkeit im Betragen der weiblichen Bürgerklasse rügen durften — genossen des Vorrechts, ungestraft auszuschweiffen. Der Auswurf des Frauenvolks, durch Kleidung, Wohnung und andre Abzeichen von den ehrbaren Töchtern geschieden, ward ohne Schande von den angesehensten Jünglingen und Männern besucht. Für die Weisesten des Volks

hatte durch Gewohnheit und täglichen Anblik diese Libertinage der Männer ihre unanständige Seite verloren. Vielmehr wurde die Existenz öffentlicher Buhlhäuser als eine Schuzwehr angesehen, welche die Ehrbarkeit des bessern Theils der Frauenzimmer beschirmte.

Diese Verschiedenheit der Rechte entsprang aus der Ungleichheit der häuslichen Gewalt. Der Mann konnte, wenn er wollte, und nicht durch Bande der Zärtlichkeit gefesselt war, sie ganz ausüben; die Frau besaß rechtlich gar keine Gewalt. Die Ehe des Römers war im eigentlichen Sinn, und gegen die Natur der Dinge, eine ungleiche Gesellschaft. Despotism und Vortheil des Mannes war überall sichtbar; und was anders konnte auch von den Räubern der Sabinerinnen erwartet werden?

Die Ehe ward in Roms frühern Perioden mit einer Feierlichkeit geschlossen, wodurch die Frau förmlich in die Gewalt des Mannes übergeben wurde. Es war, wenn ich den, bei einem andern Geschäft üblichen Ausdruk gebrauchen darf, eine Ueberlieferung zu Hand und Halfter. Die feierliche Heimführung in das Haus des Mannes war das Sinnbild derselben. Die Wirkung dieser Uebergabe war, daß der Ehmann berechtigt wurde, den nämlichen Grad von Zucht und Schärfe gegen

die Frau auszuüben, den er als Hausvater gegen seine Kinder ausüben durfte. Zwar wurde durch dieses Verhältniß ein wechselseitiges Erbrecht erworben, welches daurte, so lang jenes bestand; aber nur der Mann konnte dieses Verhältniß, und zwar willkürlich, trennen, und während der Ehe war er befugt, sein Weib als ein Eigenthum anzusehen, über welches er nach Gefallen verfügen konnte. Durch die Heimführung in das Haus des Mannes erlangte nur er das Recht des Ehebetts. Seine Ehre wurde verlezt, wenn die Frau untreu war; nicht die Ehre der Frau, wenn von seiner Seite eine Untreue begangen wurde. Der Mann konnte, um des blossen Scheins der Untreue willen, sein Weib entlassen; sie, auch durch die offenbarste Treulosigkeit beleidigt, war ohne Rettung an ihren Tirannen gebunden. Die Frau durfte nur mit entblöstem Haupt ausgegangen seyn, nur ohne Wissen ihres Despoten sich zum Schauspiel gewagt haben — eine rasche Scheidung war ihr Loos.

Romulus ertheilte den Ehemännern das Vorrecht, mit Zuziehung der nächsten Anverwandten Gericht zu hegen über ihre strauchelnden Frauen. Das Urtheil, das der Hausdespot fällen konnte, durfte bis zur äussersten Strafe gehen. Eine ergriffene Ehebrecherinn durfte vom beleidigten Gat-

ten getödtet werden; indeß, wie Kato behauptet, die Frau sich nicht erkühnen durfte, den Mann in einem gleichen Falle auch nur mit dem Finger zu berühren. In der Folge wurde zwar die Selbstrache der Männer verboten; aber ein Gatte, der wissentlich eine Ehebrecherinn behielt, ward zum Gegenstand der schmählichsten Verachtung. Die Gesezze behandelten ihn als einen feilen Kuppler, gegen welchen jeder Römer als Ankläger auftreten konnte.

Diesen Vorrechten des Mannes stand gegenüber eine Rechtlosigkeit, die unsern heutigen Frauen sehr empfindlich fallen würde. Ausgesezt der Gefahr, in der kleinsten Mißlaune des Mannes aus dem Hause gestossen zu werden, entbehrte im Gegentheil die Frau im nämlichen Zeitpunkt aller Freiheit, ihren Gebieter straflos zu verlassen. Nur sie konnte nach den Gesezzen die Ehe brechen; der Mann nicht. Das Gesez hatte ihr alles Klagrecht gegen den Treulosen genommen. Sie konnte nur dulden. Die Ehephilosophie des Römers wurde dadurch so geartet, daß Nachsicht gegen die Liebeleien der Ehemänner den Frauen als Tugend angerechnet wurde. Aber diese Grosmuth, wo sie ausgeübt ward, scheint mehr eine Frucht des Nothstandes als der Gutmüthigkeit gewesen zu seyn.

Wozu würden auch die Ausbrüche der Eifersucht geführt haben? Die Freiheit der Männer, Scheidebriefe zu schreiben, war schrankenlos. Vorwürfe konnten ihren Zorn bis zur Trennung reizzen. Beschwerden an der Schwelle des Richterstuh's blieben ohne Wirkung, und die Zuflucht zum Vergeltungsrecht war mit der augenscheinlichsten Gefahr verknüpft, unter einem guten Vorwand desto zuverlässiger und strafevoller ausgestossen zu werden. Stille Duldung war daher das gedoppelte Mittel, den Harm über Untreue zu lindern, und die Laune des Gatten in einem unschädlichen Zustande zu erhalten.

Billige Männer zu Rom sahen freilich das Mißverhältniß ein, das diesen wechselseitigen Standpunkt beherrschte. Der Dichter, Plautus, rügt es in einem seiner Lustspiele mit folgenden Worten:

Beim Kastor! hart ist unsrer Frauen Loos;
Unbillig härter, als der Männer: Denn,
Schleicht sich der Mann zu einer Bulerinn,
Und hört's die Frau; es geht ihm straflos hin.
Doch wagt die Frau sich heimlich aus dem Haus,
Ihm gilt's, und alsbald heißt es: wandre, Weib!
O daß doch Beiden gleiche Rechte gelten!

Inzwischen konnte man nicht hoffen, daß Sitten, so alt wie diese, und so vortheilhaft für den

stärkern Theil, herabgestimmt werden würden, so lang die Republik blühte, und die Macht, Geseze zu geben, diesem stärkern Theile zukam. Alle Männer — und wer anders, als diese Alle, gaben damals das Gesez? — mußten als Interessenten für die Aufrechthaltung dieser Sitten besorgt seyn. Zwar hörte noch zur Zeit des Freistaats die feierliche Uebergabe der Braut in die Hände des Bräutigams auf, üblich zu seyn, und es ward angefangen, die Ehen, ohne pedantische Form, lediglich auf die gegenseitige Einwilligung zu gründen. Es erlosch damit ein Theil des Uebermasses von der häuslichen Gewalt des Mannes. Der Standpunkt einer Tochter, in welchem die Frau gegen ihren Gatten stand, ward weggerükt, und die nächsten Wirkungen dieses Verhältnisses verschwanden. Aber eine Gleichheit der häuslichen Gewalt und der gegenseitigen Rechte wurde keineswegs hergestellt. Nur die Zeit konnte das Ekigte dieses Misverhältnisses einigermassen abschleiffen.

Die Untergebenheit der Frauen, und das höhere Maas ihrer Strafbarkeit bei Fehltritten gegen Wohlstand und eheliche Treue stüzte sich auf den Zwek der Erhaltung reiner Sitten. Sobald die Verfolgung dieses Endzweks vernachlässigt wurde: mußten sich die strengen Begriffe der Römer mildern,

dern, und die Eingeschränktheit des andern Geschlechts sich verringern. Diese Revolution kam nach und nach zu Stande. Die ersten Schritte geschahen noch zur Zeit der Republik. Ein förmliches Gesez erweiterte den, zuvor sehr beschränkten, Luxus der Frauenzimmer. Die ernste Sinnesart der Männer ward durch die Bekanntschaft mit dem üppigen Morgenlande, die bald nachher gestiftet wurde, verdorben und zur Nachsicht empfänglich gemacht. Gleichzeitig mit dieser Erscheinung läuft die Aufnahme der von den Griechen entlehnten bacchanalischen Feste; ursprünglich Mysterien, welche blos für das andre Geschlecht bestimmt waren, und eine Gattung unschädlicher Lustbarkeiten zu seyn schienen; in welche sich aber sehr bald wollüstige Ehemänner und verdorbne Jünglinge einzuschleichen wußten. Es entstand dadurch eine Gesellschaft, deren Endzwek auf nichts Geringeres hinzielte, als auf wechselseitige Befriedigung der niedrigsten Bedürfnisse, und auf gänzliche Zerstörung aller Tugend und Sittlichkeit. Es gelang zwar dem Senat zu Rom, diese Verbindungen, die als Verschwörungen gegen den Staat betrachtet würden, durch Ergreifung schleuniger und schärfer Maasregeln zu vernichten. Allein der fruchtbare Keim, der dadurch zum allgemeinen Sitten-

S

verderbniß gelegt worden war, konnte nicht erstikt werden. Bald nach dieser Begebenheit folgte das Zeitalter der innerlichen Unruhen. Ein Usurpator nach dem andern beherrschte den zerrütteten Staat. Die Gesezze wurden wenig geachtet, obwohl immer neue errichtet wurden. Dieselbe Verwirrung, dieselbe Zwietracht, die den Staatskörper zum Abgrund führte, drang in die Familien ein, und die Unsittlichkeit gewann einen immer weitern Spielraum. Das Beispiel der ersten Kaiser war am wenigsten vermögend, die Reinheit und Unschuld der Sitten zurükzuführen. Sie selbst begünstigten die Ausschweifungen der beiden Geschlechter. Sie waren die Beschüzzer des Lasters, die Verführer der Unschuld, und die gewaltthätigen Räuber der widerstrebenden Tugend. Der Senat verlangte von August, daß er den Ausschweifungen der Weiber durch eine Verordnung steuren möchte. „Bessert eure Weiber, wie ich die meinige,„ gab er zur Antwort. Die Freiheit sich zu scheiden, ward beiderseits nach Wohlgefallen ausgeübt. Das Gesez verbot es den Weibern, aber das Herkommen heiligte diesen Gebrauch. Seneca erzählt von einem Zeitpunkt, wo die Scheidungswuth so unbändig war, daß die Weiber nicht mehr nach den Konsuln, sondern nach der Reihe ihrer Männer die Jahre zählten.

Eine beträchtliche Erleichterung des Zustandes der Römerinnen war die Folge dieser Verwirrungen. Denn die Gesezze mußten sich endlich doch einigermassen nach dem Herkommen schmiegen. Indessen wurde keine völlige Gleichstellung erreicht. Noch aus Tibers Zeitalter finden sich Beispiele jener Sittengerichte, die der Römer im Kreise der nächsten Freunde über die Fehltritte seines Weibes hegen durfte. Zwar wurde ein Ehemann, der seine im Ehebruch ergriffene Frau tödtete, seit Sulla's Zeiten als Mörder angesehen; aber der Richter vollstrekte nicht die Strafe des Mordes gegen ihn, sondern eine ausserordentliche Strafe. Zwar konnten nun auch die Frauen ihre Männer wechseln. Aber diese Gleichstellung vervielfältigte nur die Schaar der Gebrechen, an welchen der römische Staat hinkränkelte. Die gesezgebende Gewalt war zulezt gedrungen, dem Unfug zu steuern, und das Recht der Scheidung auf bestimmte Fälle, und den gültigen Gebrauch desselben auf eine gewisse Form einzuschränken. Allein auch durch diese Verordnung schimmert noch der alte Geist der Partheilichkeit durch. Die Fälle, die der Frau vorgezeichnet waren, um die Scheidung verlangen zu können, erforderten ungleich wichrigere Ursachen, als die Fälle, die zum Gebrauch des Mannes gegeben

waren. Die Frau konnte nur aus fünf Ursachen, der Mann in sechs Fällen sich scheiden. Die Frau brach durch jede Gattung von Untreue die Ehe; der Mann nicht.

Noch in einer andern Rüksicht war der Vortheil des römischen Ehemanns sichtbar. Die Weiber unsrer deutschen Vorfahren hatten entweder gleiches Recht an alle gemeinschaftliche Habe, oder doch ihren Antheil an demjenigen, was während der Ehe durch gemeinschaftlichen Fleiß errungen und gewonnen ward. Anders bei dem spätern Römer. Die Römerinn verlor mit dem Eintritt in das häusliche Leben Eigenthum und Verwaltung ihres Heurathguts, wofern sie nicht einen Theil des Beigebrachten zur eignen Disposition sich vorbehalten hatte; und erlosch die Ehe durch Tod oder Scheidung, so nahm sie das nakte Heurathgut zurük, und alles übrige Gut fiel auf die Seite des Mannes oder seiner Erben. Nicht einmal von demjenigen, was durch vereinigte Wirthschaftlichkeit erworben war, erhielt sie ihren Antheil. Ausser des zurükerlangten Heurathguts nahm sie nichts aus der Ehe mit, als die — brodlose Ehre, verheurathet gewesen zu seyn. Hr.

Badi

eine indianische Erzählung.

In Indien war ein Jüngling, reich an Glüksgütern, von dem beßten Karakter, sein Name war Badi. Der Himmel hatte ihm ein empfindliches Herz, und eine redliche aufrichtige Seele zugetheilt. Er war vornehm und empfieng seine Erziehung bei den Braminen in der Einsamkeit. Badi, eh er in die Gesellschaft der Menschen trat, begab sich auf eines von seinen Landhäusern, um daselbst über seine neue Lebensart nachzudenken, und dasjenige System zu wählen, das seiner Gemüthsbeschaffenheit am schiklichsten schien.

Kurz! er nahm sich vor: gerade, offen und redlich gegen jedermann im reden und handeln zu seyn, — damit gieng er in die Stadt. Kaum war er daselbst angekommen, so kamen viele Anverwandte und Freunde ihn zu besuchen, und ihn kennen zu lernen, da er seit vielen Jahren abwesend war: Er bezeigte sich höflich und gütig gegen jedermann.

Ein häßlich aussehender Vetter von ihm, sagte: Badi, ich bin euertwegen ganz unbesorgt, denn ich sehe daß ihr eine Figur habt, die euch die Gewogenheit eines jeden verschaffen muß. Es ist wahr, antwortete Badi, ich bin schön, allein das ist nicht genug, um den Leuten, mit denen man zu leben

bar, zu gefallen. Auf diese Antwort des Badi wollte der ganze Hause von Anverwandten und Freunden vor Lachen fast bersten, und einer nach dem andern schlich sich davon; durch alle Quartiere der Stadt erzählte man: daß der junge Badi sich selbst schön genennt hätte; und man fieng aller Orten an, ihn lächerlich zu machen. Badi erfuhr es, und könnte es beinahe nicht glauben. Mein Spiegel sagt mir, mein Gesicht sey gebildet wie die Gesichter die man schön nennt; ein jeder sieht es, es ist nicht verborgen; warum sollte denn ich es nicht auch sehen können? und wenn ich es gesehen, warum sollt' ich nicht sagen können, ich habe es gesehen? Wär ich buklicht, so würd' ich sagen ich sey buklicht; ich bin schön, und ich sage daß ich es bin; nimmermehr werd ich darum mein System ändern.

Des folgenden Tags mußte der junge Badi einem Minister, Liebling des Königs, vorgestellt werden; es geschah; er ward mit besonderer Wohlgewogenheit empfangen, so daß die umstehenden Hofleute erstaunten: Der Minister bot ihm einen guten Tag. Beim Anhören einer so ehrenvollen Unterscheidung drängten sich alle um den jungen Badi hinzu; ein jeder wollte ihm die Händ drüken? ein jeder fand ihn liebenswürdig, und von besondern Verdiensten; ein jeder eilte, seine Freundschaft zu suchen, und Badi hatte seine Lust daran, daß er es getroffen, indem er die Menschen für

unschädliche und gute Geschöpfe erklärt hatte. Von da trat Badi in das Appartement der Gemahlinn des Favoriten, woselbst die Nachricht von dem gnädigen Empfang, den er erhalten, schon vor ihm angekommen war; die Dame empfieng die Ehrenbezeugung mit einem Lächeln voll Güte, und erlaubte ihm sich im Kreise mit den andern zu sezzen. Ein Schooßhündchen der Dame kam hurtig daher gerannt, und empfieng von allen Anwesenden im Kreise herum die liebreichsten Liebkosungen; die Dame liebte ihns zärtlich, und nannte es ihren Lilli. Was halten Sie Badi, sagte die Dame, von meinem Lilli? Lilli war ein mittelmässig schönes Hündchen. Badi antwortete frei heraus: Madame, ich hab schönere gesehen als der ist. Plözlich entstuhnd ein tiefes Stillschweigen im Zimmer: die Dame biß sich in die Lippen, und ein jeder blieb vor Bewunderung unbeweglich. Nachgehends als man sich wieder erholt hatte, ward von verschiedenen Materien geredt: Badi nahm Abschied; ein jeder begab sich seiner Geschäfte halber weg; und die Nachricht von der Unhöflichkeit des Badi breitete sich in der Stadt aus, und er ward für den dümmsten und ungeschliffensten Jüngling ausgeschrien, den man je gesehen. — Ein ehrlicher Anverwandter nahm es über sich, Badi davon zu benachrichtigen, obgleich Badi selbst die die kalte Aufnahme wahrgenommen hatte, die ihm alles offenbar machete, und aus einigen höhni-

schen Bliken sah' er es, daß die allgemeine Meinung nicht zu seinem Vortheile war. Allein das vermochte ihn noch nicht sein System zu verändern. Nein, mein Freund, sagte er zu ihm, ich will die Menschen durch Redlichkeit und Aufrichtigkeit zwingen, mich zu lieben.

Wenig Tage hernach befand er sich in dem Hause einer ihrer Geburt und ihrer Reichthümer wegen berühmten Dame: sie war ungefähr vierzig Jahre alt, und hatte nichts desto weniger noch einige Ueberbleibsel der vorigen Schönheit übrig behalten: ein überaus artiges Mädchen, ihre Tochter, stand ihr zur Seite, so wie die junge Iris neben der majestätischen Juno gemalt wird. Ein allzu höflicher Höfling, der zum Besuche da war, sagte zu ihr, Madame, es braucht nicht weniger als die ganze Hochachtung die ich für Dero Wahrheitsliebe habe, um mich zu bereden, daß die junge Fräulein wirklich ihre Tochter, und nicht ihre Schwester, und zwar ihre Zwillingsschwester sey. Was sagen Sie dazu Badi, versezte die Dame, sehen Sie wie die Höflinge Schmeicheleien vorzubringen wissen? Wahrhaftig, antwortete Badi, und noch dazu wenig verdekte Schmeicheleien. Das Antliz der Dame ward blaß, bald darauf entzündet; die Worte verloren sich, bis Badi sich beurlaubte. Auch dieses ward in der Stadt bekannt, und Badi ward allgemein für einen plumpen, übel gezognen, und fliehenswürdigen Jüngling gehalten.

Nach einigen Tagen kam ein Poet eines Morgens den Badi zu besuchen. Badi gab ihm den beßten Kaffee zu trinken. Hernach fieng jener mit honigsüssen Complimenten an, dem Badi die Achtung zu bezeugen, die er von seinen Talenten, und die gute Meinung, die er von seinem verständigen und aufrichtigen Urtheil hegte. — O! — daran müssen Sie nicht zweifeln; was aber verständig anbelangt, da könnten Sie sich wohl irren. Auch ich habe ehedem, ich weiß nicht ob gute oder schlechte Verse gemacht, allein darum glaub ich mich wohl nicht im Stande ein guter Kunstrichter zu seyn. Ein vortreflicher Kunstrichter müssen Sie seyn, mein Herr Badi, und dessen bin ich so sicher, daß ich Ihnen sogleich eine Kleinigkeit vorlesen will, die ich so in der Eile über einen meiner Kollegen gemacht habe. Hören Sie sie an, und sagen Sie mir aufrichtig Ihre Meinung davon. Hierauf fieng er an eine Satire, voller Schimpfungen und Albernheiten, vorzulesen. Als er zu Ende war, sprach er, mein Herr Badi, was dünket Ihnen davon? Sie haben mir versprochen aufrichtig zu seyn, halten Sie mir nun ihr Wort. Das will ich auch, antwortete Badi. Diese Poesie ist schlecht; ein ehrlicher Mann sollte sich schämen auf diese Weise ein Dichter zu seyn; und ein Dichter sollte sich schämen, die schöne Sprache der Poesie mit der Satire zu beschmuzzen. Der Poet war ziemlich unzufrieden über den Badi; und verließ ihn mit dem Vorsaz, auch auf ihn eine Satire zu schreiben.

Verschiedene andre dergleichen Begebenheiten begegneten dem Badi in dem kurzen Lauf eines Monats. Endlich fieng ein Nachbar unbilliger Weise einen Proceß mit ihm an, und zu gleicher Zeit ward eine Ehrenstelle erledigt, nach welcher er streben konnte, theils wegen der Familie und dann wegen seiner überwiegenden Fähigkeiten.

Die Dame von vierzig Jahren war Schwester des Präsidenten des Stadtraths: der Poet war mit vielen Rathsherren in vertrauter Bekanntschaft: Badi verlor den Prozeß. Die Gemahlinn des Königlichen Favoriten rächte ihr Schooßhündchen; mahlte dem Minister die Person des Badi mit abscheulichen Farben ab; die Ehrenstelle ward einem andern zu Theil. Dann starb einer von seinen Oheimen, dieser von dem allgemeinen Mißkredit des Badi bewogen, enterbte ihn. Badi suchte eine Gemahlinn; er bekam Körbe.

Mit dergleichen Erfahrungen kehrte Badi zu seinem Landhause zurük; bedachte seine gegenwärtige Lage und das System das er befolgt hatte. Ach! — sagte er, ich habe geglaubt, es wäre genug die Menschen nicht wesentlich an der Ehre, an der Freiheit, oder an den Gütern zu beleidigen, um angenehm zu seyn; wie unsinnig war ich! Warum hab ich mir vorgesezt, ihren Ruhm, ihre Eitelkeit, und ihren Hochmuth so übel zu behandeln? Wozu nüzt eine Aufrichtigkeit, die andrer Eigenliebe erniedrigt ohne Gutes zu thun? Wie groß ist

meine Grausamkeit gewesen, ohne es zu wissen, so vergiftete, und scharfe Dolche ins Herz der Menschen zu stossen! Fürohin will ich zwar keine Unwahrheit; aber niemals will ich auch alle Wahrheiten heraussagen. So nahm er sichs vor, und kehrte zur Stadt zurük, jedermann fand ihn liebenswürdig; fast niemand erkannte ihn für denjenigen, der er zuerst gewesen; er suchte Revision seines ehmals verlornen Prozesses und gewann ihn: Eine neue Stelle ward ledig, er erhielt sie; und lebte ruhig seine Tage fort.

H. H.

An meine Leserinnen.

Die noch immer so langsame Erscheinung dieser Monatschrift wird meine lieben Leserinnen schon hinlänglich überzeugen, wie sehr ich mich in meiner lezten Erklärung an sie mit der Hoffnung einer bessern Gesundheit getäuscht habe. Ich war nur genesen, um in eine noch schwerere Krankheit zurükzufallen, und jezt, da ich wieder etwas hergestellt bin, verbieten mir die Aerzte jede allzu anhaltende Geistesanstrengung. Ich kann mich deswegen in meinen Arbeiten an keine bestimmte Zeit mehr binden, und in dieser Lage bleibt mir also nichts anders übrig, als daß ich mit dem zwölften

Hefte des 1794ger Jahrgangs eine Zeitschrift schliesse, deren Herausgabe seit fünf Jahren meine Lieblingsbeschäftigung war. Es ist für meine Leserinnen, und für meine Ehre besser, ich schlage diesen Ausweg ein, als daß ich, um monatlich sechs Bogen liefern zu können, in den Fall komme, die Hefte mit den ersten beßten fremden Beiträgen anfüllen zu müssen. Ich schliesse also. Um aber nicht unthätig zu bleiben, will ich statt dieser Monatschrift den Freunden und Freundinnen, die mir noch ferner ihr Zutrauen schenken wollen, ein Werk liefern, dessen Herausgabe an keine Zeit gebunden, und mir in meinen kränklichen Umständen folglich auch bequemer ist. Die hier folgende Ankündigung enthält den Plan desselben. Mit voller Zuversicht hoffe ich auch dabei auf Ihre Unterstützung und Anhänglichkeit, und füge nur noch die Bitte bei, diese Ankündigung unter ihren Bekannten gütigst weiter zu verbreiten.

Im Februar 1795.

Marianne Ehrmann.

Ankündigung.

Amaliens Feierstunden.

Deutschlands und Helvetiens Töchtern geweiht, oder gesammelte und neubearbeitete moralische Schriften

von

Marianne Ehrmann.

Schon lange nähre ich den Gedanken, mehrere meiner ältern meist anonym herausgegebenen Schriften zu sammeln, zu feichten, auszufeilen, zu erweitern oder abzukürzen, oder vielmehr ganz umzuarbeiten, mit noch ganz ungedrukten Aufsäzzen und Versuchen zu vermehren, und das Ganze in eine gewisse bestimmte Ordnung zu bringen. — Nun glaube ich, keinen bessern Zeitpunkt dazu wählen zu können, als diesen, da ich jezt aufhöre eine Monatschrift herauszugeben, deren bestimmte monatliche Ausgabe mir durch meine kränklichen Umstände eine Zeither so sehr erschwert wurde.

Diese Sammlung, die ich nun an der Stelle der mit dem zwölften Hefte des 1794 ger Jahrgangs sich schliessenden Monatschrift „die Einsiedlerinn aus den Alpen„ liefre, soll unter obigem Titel in einer Reihe von Bänden auf Subscribzion er-

scheinen. Sie wird den Kern aller meiner älteren bereits gedrukten Schriften, die meist schon ganz aus dem Buchhandel verschwunden sind, die vorzüglichsten meiner zerstreuten Aufsäze, und eine beträchtliche Zahl ganz neuer, noch ungedrukter Versuche enthalten. Sie soll zusammen ein harmonisches, zwekmässiges, und ganz neu ausgearbeitetes Ganzes ausmachen.

Was meine älteren schon gedrukten anonymen Schriften betrifft, so liefre ich sie mit sorgfältiger Auswahl des Bessern so ganz umgearbeitet, und in einer so veränderten Gestalt, daß ich sie für ganz neu ausgeben könnte, wenn ich nicht die Erklärung ihres Ursprungs dem Publikum schuldig wäre. Daß sie aber einer solchen Umarbeitung bedürfen, davon bin ich jezt Troz dem ihnen einst zu Theil gewordenen Rezensentenlobe, troz dem, daß mehrere derselben nachgedrukt, in fremde Sprachen übersezt, und von gewissen Schriftstellern ausgeschrieben worden sind, vollkommen überzeugt; denn ich schmeichle mir, auf meiner schon zehnjährigen schriftstellerischen Laufbahn vorwärts, und nicht rükwärts geschritten zu seyn.

Die vorzüglichsten meiner älteren Schriften erhalten die Subscribenten folglich in dieser Sammlung ganz neu bearbeitet, vielleicht kaum mehr kenntlich, und mit vielen noch ungedrukten in ein zusammenhängendes Ganzes gebracht, das nun als ein völlig neues Werk angesehen werden kann, in

welchem zugleich meine Freunde und Freundinnen alles das von meinen früheren Geisteskindern vereint finden, was ich auch jezt ohne Erröthen mein nennen darf.

Dies Werk soll aus acht Bändchen bestehen, deren Inhalt folgender seyn wird:

Erstes Bändchen. Amaliens Schreibtafel, oder Fragmente für Freundinnen des Nachdenkens.

Zweytes und drittes Bändchen. Antonie von Warnstein. Eine Geschichte aus unserm Zeitalter.

Viertes Bändchen. Dramatische Versuche.

Fünftes Bändchen. Abendunterhaltungen eines Frauenzimmer-Zirkels, in moralischen und rührenden Erzählungen.

Sechstes Bändchen. Klementinens Briefwechsel mit Eduard.

Siebentes Bändchen. Papiere aus der Verlassenschaft einer zärtlichen Mutter.

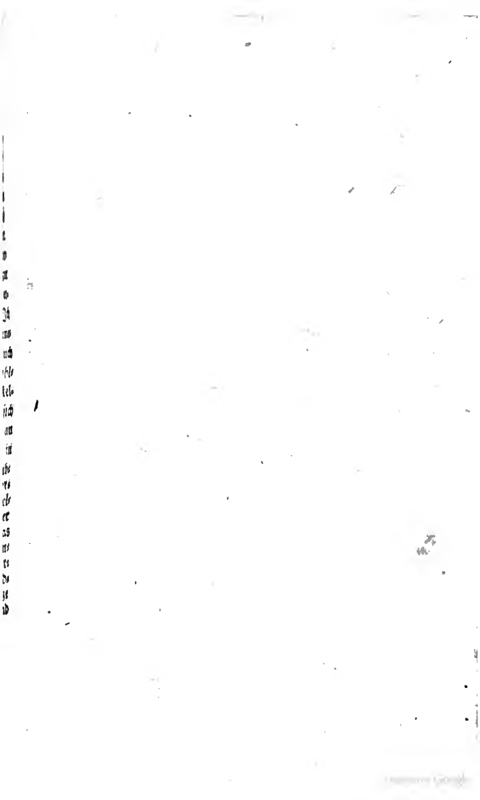
Achtes Bändchen. Amaliens Launen, bunten Inhalts. —

In dieser Ordnung sollen die Bändchen auf einander folgen; jedes wird in klein Oktav niedlich gedrukt und mit einer Titelvignette geziert zwanzig Drukbogen stark. Der Subscripzionspreis ist für ein Exemplar auf feines weisses Drukpapier ein Gulden fünfzehn Kreuzer rhein. auf schönes Schweizer-Schreibpapier aber ein Gulden sechs und dreissig Kreuzer rhein. Zu einer auf bestimmte Zeit

zu liefernden Zahl von Bändchen kann ich mich nicht verpflichten, doch verspreche ich ihrer wo möglich jährlich wenigstens zwei zu liefern. Das erste soll spätstens bis Neujahr 1796. erscheinen. Bis Ende Julius des gegenwärtigen Jahrs ist die Subscripzion offen; nachher wird der Preis ganz gewiß um ein Quart erhöht. Die Namen der Subscribenten werden dem ersten Bändchen vorgedrukt, und dieses könnte wohl auch noch zur nächsten Michaelismesse erscheinen, wenn die erforderliche Subscribentenzahl sich bald fände. Ich ersuche deßwegen alle meine Gönner und Gönnerinnen, Freunde und Freundinnen, die mir auch bei dieser Gelegenheit Beweise ihres gütigen Wohlwollens zu geben geneigt sind, ihre Bestellungen doch bald zu machen. Man kann sich deßhalb an alle deutschen Buchhandlungen, auch an die Löbl. K. K. Postamtszeitungs-Expedizion in Stuttgart wenden. Die Sammler von Subscripzionen erhalten für ihre freundschaftliche Verwendung und den Bezug der Subscripzions-Gelder, wenn das erste Bändchen geliefert ist, immer zu dem fünften zu bezahlenden Exemplare das sechste unentgeltlich. Sämmtliche Herren Kommissionnäre belieben dann ihre Subscribentenverzeichnisse in Zeiten an die Orellische Buchhandlung in Zürich einzusenden, welche dies ganze Geschäft gütigst besorgen, und die Versendung und Verrechnung der Exemplare übernehmen wird.

Stuttgart, im Februar, 1795.

Marianne Ehrmann.



Innhalt.



